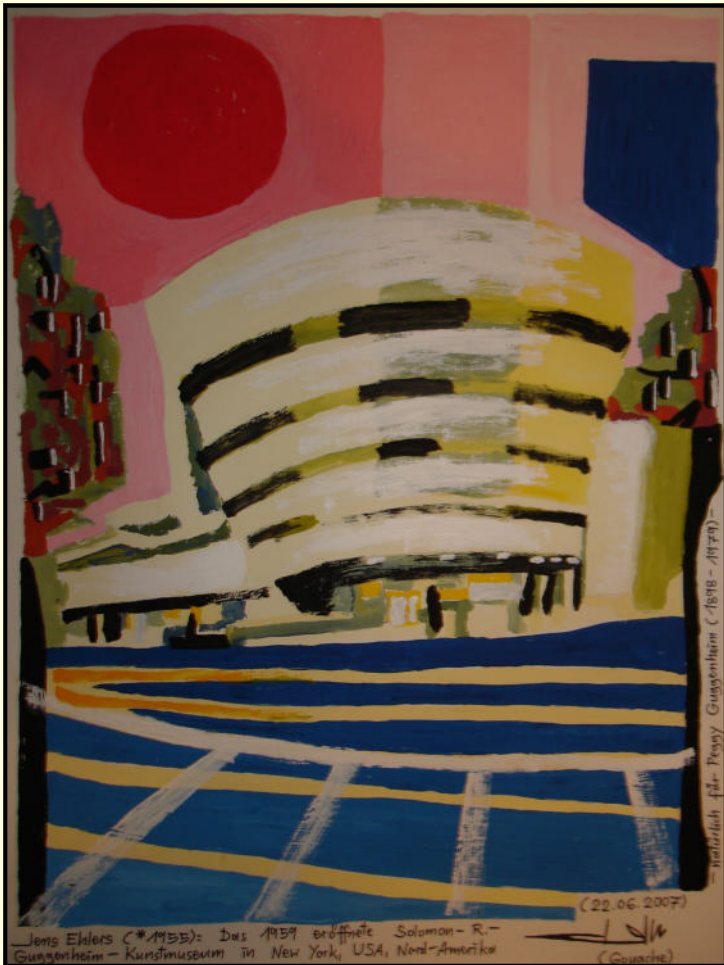




Fantasia I I08e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1108e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 46. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2023 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2023-10

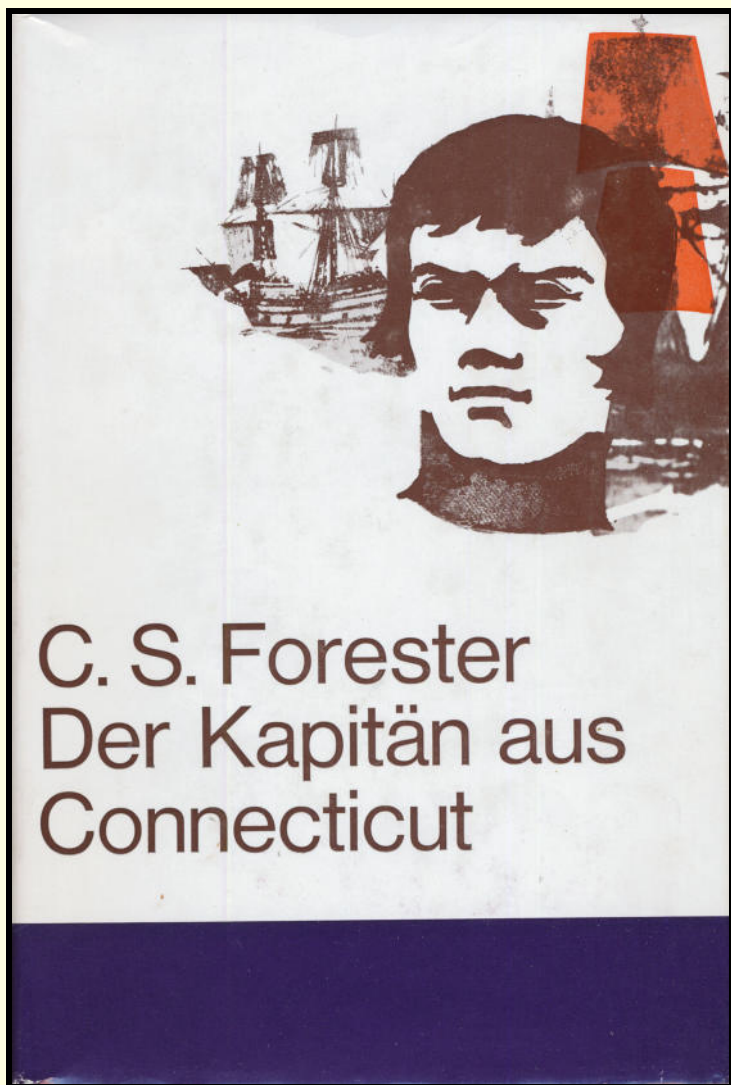
AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1108e – Magazin für Phantastik



edfc



***Forester, C. S.: Kapitän aus Connecticut**

C. S. Forester [Cecil Louis Troughton Smith, 1899–1966]

Der Kapitän aus Connecticut

(The Captain from Connecticut, 1941)

Lingen (HC 352 S./DM xx)

Köln 1965

Aus dem Englischen von Annemarie Horst

Genre: Historischer Roman

Der Sturm trug ihm vom Vorderdeck den Bootsmannsgruß zu: „Glück auf, Sir.“

„Hieven“, schrie Peabody. „Schoten reffen, Mister Hubbard.“

Zwei Steuermannsmaate standen neben ihm am Ruder. Die Spaken drehten sich in ihren Händen, als die „Delaware“ achternaus steuerte. Die Segel schlugen wie wild, als die Rahen gebräht wurden.

„Hart steuerbord voraus“, befahl Peabody.

Die „Delaware“ zögerte und erbebte. Ihre Segel füllten sich mit lautem Knall,

und Peabody fühlte, wie sich das Deck unter seinen Füßen bewegte, als die „Delaware“ ihre Rückwärtsbewegung verlor und vorwärts zu stampfen begann. Sie legte sich seitwärts stark über, als der Wind sich in die dreifach gerefften Toppsegel setzte. Der Schnee trieb so dicht, daß man unmöglich sehen konnte, was vor sich ging. Peabody mußte sich auf seine übrigen Sinne verlassen, auf seine wohlgeübten, in langen Jahren erprobten Sinne, die aus allem Schlüsse zu ziehen vermochten. (S. 8f)

„Heave away!“ shouted Peabody.
„Sheet home, Mr. Hubbard.“

There were two quartermasters at the wheel beside him; the spokes turned in their hands as the Delaware gathered sternway. The canvas slatted wildly as the yards were braced round.

„Hard a starboard,“ said Peabody.

The *Delaware* hesitated and trembled. Her sails filled with a loud report, and Peabody felt the movement of the deck under his feet as the Delaware lost her

sternway and began to move forward. She was heeling now as the treble reefed topsails caught the wind. So thickly was the snow driving that it was impossible to see what was happening. Peabody had to rely on his other senses, on the feel of the ship, or on his long-trained instincts, to draw his conclusions about what she was doing.

Im Jahr 1812 erklären die Vereinigten Staaten von Amerika England den Krieg, und zwar aus zwei Gründen: Erstens blockiert England den Handel mit Frankreich wegen seines Kriegs gegen Napoleon, und zweitens zwingt es amerikanische Seeleute in seinen Kriegsdienst, unter dem Vorwand, sie wären in Wirklichkeit Engländer. Allerdings läuft der Krieg für Amerika nicht sehr gut, denn die Engländer blockieren mit ihrer weit überlegenen Flotte sämtliche Häfen der Ostküste Amerikas, darunter auch den Sund von Long Island.

Josiah Peabody, Kapitän der Fregatte „Delaware“ wagt es trotzdem, während eines nächtlichen Schneesturms die Blockade zu durchbrechen. Es gelingt ihm, Montauk

Point zu umschiffen, wird dabei aber von einem englischen Linienschiff gesichtet, das der „Delaware“ auch am folgenden Tag noch folgt. Die leichtere Fregatte wäre bei normalen Wetter wesentlich schneller als das größere, dicker gewandete Linienschiff, kann aber wegen des immer noch anhaltenden Sturms nicht alle Segel setzen, was dem robusterem Linienschiff jedoch möglich ist.

Er war gerade im Begriff, aufs offene Meer zu entkommen. Einmal frei, würde er Englands Stärke viel wirkungsvoller Abbruch tun, als ihm selbst in einem siegreichen Gefecht gegen irgendein Linienschiff jetzt möglich war. Er würde ihre Handelsflotte ständig bedrängen, so daß zwanzig Fregatten, jede einzelne so groß wie die „Delaware“, für die Geleitzüge als Schutz und Begleitung benötigt werden würden. Er konnte heute hier und morgen dort sein, an zehn Stellen gleichzeitig bedrohen. Die Briggs und Schaluppen, mit denen England seine Konvois gegen Kaperschiffe schützte, würden gegen eine mächtige

Fregatte nichts ausrichten können. Wenn irgend etwas England zwingen konnte, Frieden zu schließen, dann sicherlich der Schaden, den ein Schiff wie die „Delaware“ stiften würde. (S. 30f)

Here he was on the point of escaping into the open sea. Once let him get free, and he would exhaust England's strength far more effectively than by any battle with a ship of the line. He could harass her fleet of merchantmen so that twenty frigates each as big as the *Delaware* would be engaged in convoy duty. He could be here today and there tomorrow, threatening a dozen places at once. The brigs and the sloops with which England guarded her convoys from privateers would be useless against a powerful frigate. If anything could force England into peace it would be the sort of pressure the *Delaware* could apply.

Die Fregatte hat Vorräte für sechs Monate an Bord. Wenn es ihr gelingt, das Linienschiff abzuhängen und das freie Meer zu

gewinnen, dann kann sie in dieser Zeit Jagd auf englische Handelsschiffe machen, was unter Umständen England bewegen könnte, den Krieg zu beenden; könnte die „Delaware“ einen neutralen Hafen anlaufen und ihre Vorräte erneuern, so könnte sie ihren Krieg sogar ein ganzes Jahr fortsetzen, vorausgesetzt, es würden nicht zu viele Seeleute im Kampf fallen.

Als Peabody sein Glas wieder zum Auge führte, sah er die Breitseite des Zweideckers vollständig in Rauch gehüllt, und geraume Zeit danach erfolgte eine ungeheure Detonation. Ein Schuß des Zweideckers hatte ein Loch in das Schanzkleid gerissen. Die Kugel hatte ihren Weg das Achterdeck entlang genommen. Splitter surrten um ihn herum, und zwei Matrosen, die das andere Heckgeschütz bedienten, lagen verstümmelt in großen Blutlachen. Einige andere Matrosen sahen wie erstarrt auf die von umherfliegenden Splittern verursachten Wunden, und als er vorwärts blickte, sah er ein paar seiner Leute tot

an Deck liegen, während zwei losgerissene Großmastwanten an Steuerbord zeigten, wo die Kugel das Schiff wieder verlassen hatte. (S. 49)

As Peabody put his glass to his eye again he saw the twodecker's broadside momentarily shrouded in smoke, and directly afterwards he was conscious of a tremendous crash beside him. A shot from the twodecker had smashed a hole in the bulwark and plowed its way along the quarter-deck; splinters hummed round him and two men serving the other stern chaser lay mangled in pools of blood. There were other men staring stupidly at wounds inflicted by the splinters, and when he looked forward he saw still others lying dead on the deck, while two severed main-mast shrouds on the starboard side showed where the ball had found its way out of the ship again.

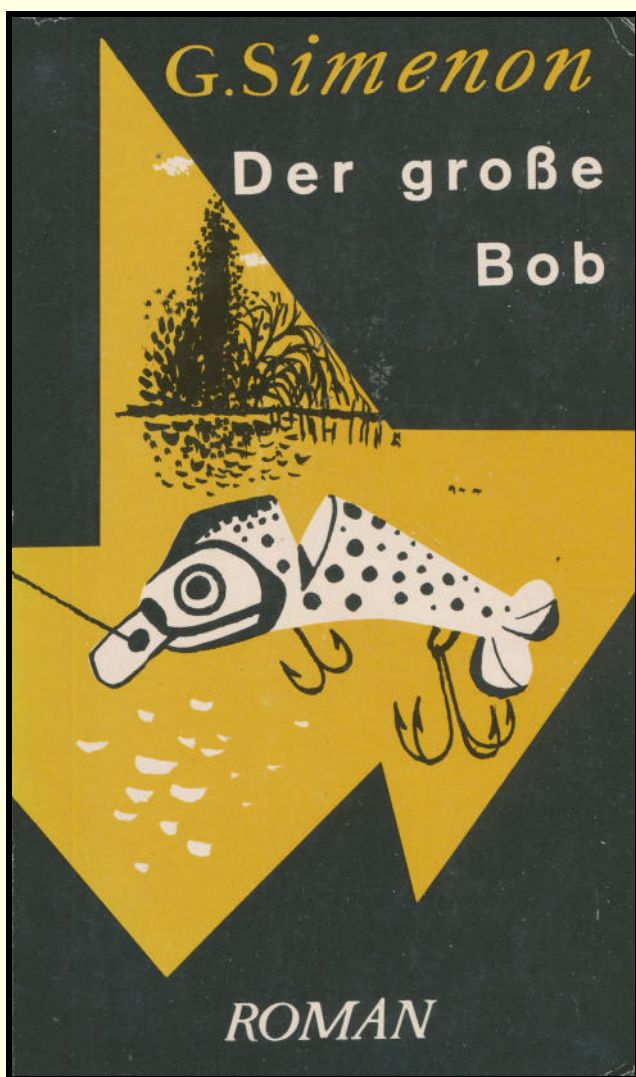
Die „Delaware“ muss sich schließlich dem wesentlich stärker bewaffneten Linienschiff zum Kampf stellen. Doch ein glücklicher

Treffer fällt das Vormarssegel des Zweideckers, so dass dieser zurückfällt und den Kampf nicht fortführen kann. Die „Delaware“ ist nun frei, britische Handelsschiffe zu überfallen und Prise zu machen.

Der Kapitän aus Connecticut ist ein ausgesprochen unterhaltsamer, realistischer und teilweise hochdramatischer historischer Seekriegsroman. Er zeichnet sich darüber hinaus durch C. S. Foresters umfassende Kenntnisse der Seefahrt des frühen neunzehnten Jahrhunderts aus, die sich auch in dem ausgefallenen Vokabular niederschlagen.

Ab der Mitte des Romans beginnt der Autor allerdings stärker zu fabulieren und der Dramatik wegen Handlungselemente einzubauen, die die vorherige Glaubwürdigkeit vermissen lassen; den Unterhaltungswert mindert diese Taktik jedoch nicht.

Der Kapitän aus Connecticut erinnert an die frühen Hornblower-Romane Foresters und steht diesen an Qualität nicht nach.



**Georges Simenon [Georges Joseph
Christian Simenon, 1903–1989]**

Der große Bob

(*Le grand Bob*, 1954)

Kiepenheuer & Witsch 46

(TB 186 S./DM 2,40)

Köln Berlin 1960

**Aus dem Französischen von Hansjürgen
Wille und Barbara Klau**

Genre: Drama

Es war kurz nach zehn, und ich untersuchte eine Patientin in meinem Sprechzimmer, als Lulu mich angerufen hat.

„Sie sind’s, Charles?“

Obwohl sie mir vertraut ist, habe ich die Stimme nicht sofort erkannt. Noch ehe ich etwas sagte, fügte Lulu hinzu:

„Bob ist tot.“

Da wußte ich, wer sprach. Aber die Nachricht überfiel mich so unversehens, kam so völlig unerwartet, daß ich die Brauen runzelte und murmelte, als ob ich Zeit gewinnen wollte: „Sind Sie’s, Lulu?“ Sogleich fuhr ich fort: „Wann ist es geschehen?“

„Gestern morgen in Tilly. Sie sagen, es sei ein Unfall.“ (S. 7)

Charles, ein Arzt aus Paris, erhält einen Anruf von Lulu Dandurand des Inhalts, dass ihr Mann Robert durch einen Unfall ums Leben gekommen ist.

Charles lässt die Sache keine Ruhe, und er beginnt, die näheren Umstände des Unglücks auszuforschen. Wie so häufig haben die Dandurands das Wochenende in dem einsam gelegenen Gasthof „Beau Dimanche“ an der Seine verbracht. Der große Bob, wie man Robert Dandurand wegen seines Größenunterschieds zu seiner kleinen und molligen Frau Lulu nannte, war auch am Tag des Unglücks so gut gelaunt wie stets und erheiterte seine Freunde und Bekannten mit seinen amüsanten Scherzchen und Anekdoten.

Millot hat mir gesagt:

„Bob war heiter wie immer.“

„Hat er vom Angeln gesprochen?“

„Er hat uns urkomisch die Lektion nachgemacht, die Herr Metenier ihm in der Woche zuvor gegeben hatte.“

Metenier stammt aus dem Cantal, und er spricht noch immer wie die Leute dort. Bob hat hinzugefügt:

„Wenn das Schicksal es wollte, daß ich morgen einen Hecht fange, würde es damit einen großen Fehler begehen, denn das widerspräche jeder Regel. Nach Meteniers Meinung muß man erst ein paar Monate Lehrzeit durchmachen, um die Leine richtig beschweren zu können, dann noch eine weitere Saison, um zu wissen, wo sich der Fisch aufhält, und schließlich, wenn man Talent zum Angeln hat...’

Das war ganz Bob, der gewiß seinen Monolog mit einem seiner Lieblingsworte beendet hatte: „Zum Schießen!“ (S. 17)

Seltsam ist allerdings, dass Bob, der am Wochenende besonders lang zu schlafen pflegte, unerwarteterweise unter die Fröhaufsteher gegangen war, um sich einem neuen Hobby, dem Angeln, zu widmen. Und dabei musste er unbeobachtet aus dem Boot gefallen und in der Seine ertrunken sein.

Bei seinen Recherchen findet Charles heraus, dass Bob an Magenkrebs litt. Dieser wäre durchaus operabel gewesen, aber offensichtlich wollte Bob seiner Frau die Pflege eines kranken, unlustigen Ehemannes ersparen und hat mit Raffinesse seinen Selbstmord als Unfall getarnt.

Ich glaubte meine Frau zu hören:

„Im Grunde, hat er nicht leiden wollen.“ Andere werden das auch sagen. Aber ich bin sicher, daß es nicht stimmt. Mir graut vor vereinfachenden Erklärungen und Menschen, die alles wissen und auf alles eine Antwort haben.

Erstens ist es mehr als wahrscheinlich, daß er wenig gelitten hätte, und daß Gigoigne, so sehr er mit seiner Zeit und seinen Worten geizt, es ihm gewiß gesagt hat. Eine Operation ist nicht mehr das, was sie vor fünfzig Jahren war, und niemand ängstigt sich noch davor, sich auf den Operationstisch zu legen. Wenn die Krankheit in einem oder in zehn Jahren wieder ausgebrochen wäre, hätte er immer noch Zeit

gehabt, den Entschluß zu fassen. Meine Theorie wird dadurch bestätigt, daß Bob so getan hat, als interessiere er sich plötzlich leidenschaftlich für das Angeln und daß er sich die Mühe gemacht hat, alles so vorzubereiten, daß man seinen Tod logischerweise einem Unfall zuschreiben mußte. Er hat sich nicht das Leben genommen, weil er Angst hatte, zu leiden, sondern weil er anderen den Anblick seines Leidens und dessen, was er als einen Verfall betrachtete, ersparen wollte. (S. 175)

Allerdings hat Bob seine Frau völlig falsch eingeschätzt: Nach seinem Tod verliert sie jeglichen Appetit, magert ab und nimmt sich schließlich mit Schlaftabletten das Leben, weil sie ohne Bob nicht sein kann.

Lulu hat Charles ihre Seelenlage in einem letzten Gespräch erklärt.

„Er hat kein Vertrauen zu mir gehabt.“

„Oh doch, Lulu.“

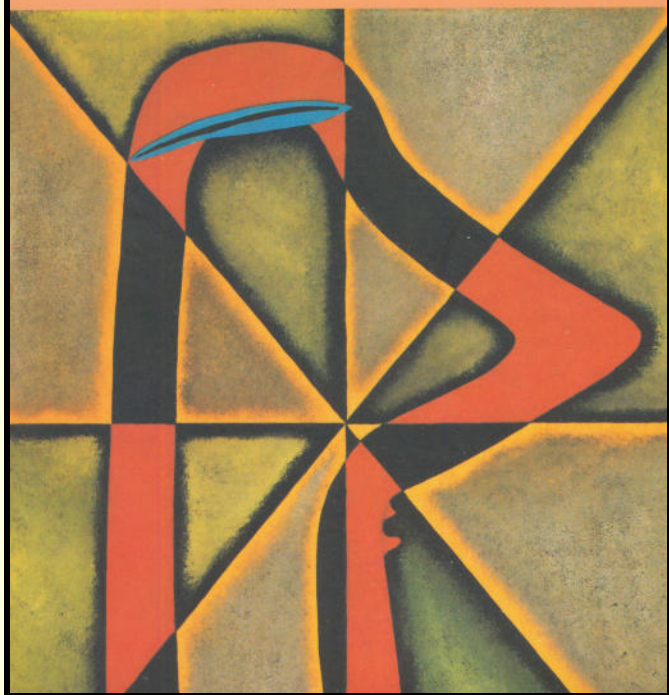
„Nein, Charles. Er hat nicht gewußt, daß ich glücklich gewesen wäre, wenn ich ihn bis ans Ende meiner Tage hätte

pflügen können. Er wollte mir die Rolle der Krankenschwester nicht aufzwingen. Er hat mich immer als ein kleines Mädchen angesehen. Bis zuletzt hat er mich als kleines Mädchen behandelt, und darum ist er gegangen, ohne etwas zu sagen.“ (S. 177)

Der große Bob hat einen wunderbar gelungenen, psychologisch sorgfältig vorbereiteten Schluss. Der Weg dorthin ist allerdings viel zu lang und umständlich, und die umfangreichen Recherchen von Charles hätten auf wenige Kapitel reduziert werden können, da der eigentliche Stoff des Romans mit einer Novelle vollständig abgedeckt wäre.

dtv

Milan Kundera
Der Scherz
Roman



***Kundera, Milan: Scherz**

Milan Kundera [1929–2023]

Der Scherz

(Žert, 1967)

dtv 12 521 (TB 350 S./€ 10,00)

München 2007, 6. Auflage

**Aus dem Tschechischen von Susanna
Roth**

Genre: Drama

Wie ich zum erstenmal in meinem Leben Schiffbruch erlitt (und durch seine unfreundliche Vermittlung auch zu Lucie gelangte), darüber ließe sich ohne Schwierigkeit in einem leichtfertigen Ton und sogar mit einem gewissen Amusement erzählen: alles wurde verschuldet durch meinen unseligen Hang zu dummen Scherzen und Marketas unselige Unfähigkeit, Scherze zu verstehen. Marketa gehörte zu den Frauen, die alles ernst nahmen (durch diese Eigenschaft verschmolz sie vollkommen mit dem Genius jener Zeit) und denen von den Schicksalsgöttinnen schon an der Wiege prophezeit wurde, daß ihre

stärkste Eigenschaft die Gabe des Glaubens war. Damit will ich nicht etwa euphemistisch andeuten, daß sie dumm war; keineswegs: sie war ziemlich begabt und aufgeweckt und übrigens so jung (sie war neunzehn), daß ihre naive Leichtgläubigkeit eher zu ihrem Charme als zu ihren Mängeln gehörte, dies um so mehr, als sie von unbestreitbaren körperlichen Reizen begleitet war. Wir alle an der Fakultät mochten Marketa und bemühten uns mehr oder weniger intensiv um sie, was uns (zumindest einige von uns) aber nicht daran hinderte, daß wir uns zugleich, wenn auch im Guten, ein buchen über sie lustig machten. (S. 36f)

Am Vorabend des Prager Frühlings, im Jahr 1967, reist Ludvik Jahn zum ersten Mal seit fast zwanzig Jahren wieder in seine Heimatstadt, und dort eine Bekannte namens Helena zu treffen.

Dabei erinnert er sich an seine Studentenzeit im Jahr 1949.

Ich erinnere mich, wie wir damals auf der Fakultät in sogenannten Studienzirkeln organisiert waren, deren Mitglieder sich häufig versammelten, um gegenseitig öffentlich Kritik und Selbstkritik zu üben und daraus die Bewertung jedes einzelnen zu erarbeiten. Wie jeder Kommunist hatte ich damals viele Funktionen inne (ich bekleidete einen bedeutenden Posten im Verband der Hochschulstudenten), und weil ich darüber hinaus kein schlechter Student war, konnte eine solche Bewertung für mich nicht negativ ausfallen. Dennoch fügte man den Sätzen der Anerkennung, in denen meine Aktivitäten, mein gutes Verhältnis zum Staat und zur Arbeit sowie meine Kenntnisse des Marxismus hervorgehoben wurden, meistens noch hinzu, „Überreste von Individualismus“ würden noch an mir haften. Ein solcher Vorbehalt brauchte nicht gefährlich zu sein, denn es gehörte zum guten Ton, auch in das beste Kadergutachten irgendeine kritische Bemerkung zu schreiben, dem einen „wenig Interesse für die Revolutionstheorie“ vorzuhalten,

dem anderen „ein kühles Verhältnis zum Volk“ oder „wenig Wachsamkeit und Vorsicht“ und noch einem anderen „ein schlechtes Verhältnis zu Frauen“; in dem Moment allerdings, da diese Bemerkung nicht mehr für sich allein stand, wenn ein weiterer Vorbehalt hinzukam und man zum Beispiel in einen Konflikt verwickelt oder Opfer eines Verdachts oder Angriffs wurde, dann konnten solche „Überreste von Individualismus“ oder „schlechten Verhältnisse zu Frauen“ zum Keim von Katastrophen werden. Und gerade darin lag etwas seltsam Verhängnisvolles, daß jeder, ja, jeder von uns einen solchen Keim in seiner Kaderkarte mit sich herumtrug.

Manchmal setzte ich mich gegen die Anschuldigung des Individualismus zur Wehr (mehr aus sportlichen Gründen denn wegen tatsächlicher Befürchtungen), und ich verlangte von meinen Kollegen, mir zu beweisen, inwiefern ich Individualist sei. Sie hatten dafür keine konkreten Belege; sie sagten: „Weil du dich so benimmst.“ „Wie benehme ich

mich denn?“ fragte ich. „Du lächelst immer so sonderbar.“ „Na und? Ich freue mich!“ „Nein, du lächelst, als würdest du dir etwas dabei denken.“

Nachdem die Genossen beschlossen hatten, mein Benehmen und mein Lächeln seien die eines Intellektuellen (ein weiteres berühmtes Pejorativum jener Zeit), glaubte ich ihnen schließlich, weil ich mir nicht vorstellen konnte (das überstieg ganz einfach das Maß meiner Kühnheit), daß Die Revolution, der Zeitgeist selbst, daß alle anderen sich irrten, während ich als Einzelwesen recht hatte. Ich begann, mein Lächeln etwas zu kontrollieren, bald darauf spürte ich jedoch, wie sich in meinem Inneren zwischen dem, der ich war, und dem, der ich (gemäß dem Zeitgeist) hätte sein sollen und zu sein versuchte, ein kleiner Riß auftat. (S. 37f)

Ludvik ist damals zwanzig Jahre alt und bekleidet einen angesehenen Posten im Studentenverband. Man weiß seinen wachen Verstand und seine große Bildung zu schätzen, bemängelt allerdings seinen

Hang zum Individualismus: Die Positionen der Partei gilt es allerstrengstens nachzubeten, und selbst die geringste Abweichung wird genauestens beäugt, denn eigenes Denken ist nicht nur verpönt, sondern geradezu sträflich. Den Geist völlig gleichzuschalten, das fällt Ludvik allerdings schwer: Zwar ist er ein absolut überzeugter Kommunist, aber seelisch ist er zwiegespalten, was sich in einer Neigung zur Ironie zeigt. Seine Freundin Marketa, neunzehn Jahre alt, ist das genaue Gegenteil von ihm: Sie ist vertrauensvoll, von einfachem Gemüt, naiv und nicht zuletzt auch sehr prude.

In den Semesterferien böte sich für Ludvik die Möglichkeit, Marketa von den Freuden der körperlichen Liebe zu überzeugen, aber sie hat sich zu Ludviks Verbitterung entschieden, diese Zeit in einem Schulungslager zuzubringen.

Vom Schulungslager (es fand in einem der böhmischen Schlösser statt) schickte sie mir einen Brief, der genauso war wie sie selbst: voll von aufrichtigem Einverständnis mit allem, was sie erlebte; alles gefiel ihr, sogar die Viertel-

stunde Frühgymnastik, die Referate, die Diskussionen und die Lieder, die dort gesungen wurden; sie schrieb mir, daß dort ein „gesunder Geist“ herrsche; und aus lauter Fleiß fügte sie noch eine Betrachtung darüber hinzu, daß die Revolution im Westen nicht mehr lange auf sich würde warten lassen.

Genaugenommen war ich mit allem einverstanden, was Marketa behauptete, auch an die bevorstehende Revolution in Westeuropa glaubte ich; nur mit einer Tatsache war ich nicht einverstanden: daß sie glücklich und zufrieden war, während ich mich nach ihr sehnte. Und so kaufte ich eine Ansichtskarte und schrieb (um sie zu verletzen, zu schockieren und zu verwirren): Optimismus ist Opium für die Menschheit. Ein gesunder Geist stinkt nach Dummheit! Es lebe Trotzki! Ludvik. (S. 41)

Aus Verärgerung über Marketas Unwilligkeit schickt ihr Ludvik eine offene Postkarte, die er mit einer ironischen Huldigung an Trotzki beendet.

Schließlich hält er es nicht mehr aus und besucht Marketa, die sich als noch weitaus abweisender zeigt als sonst. Ludvik erfährt bald, woran das liegt, denn er wird ins Parteisekretariat zitiert, wo drei ideologisch gefestigte Studenten über ihn Gericht halten.

Und der dritte fügte hinzu: Für einen Trotzlisten ist der Optimismus des Aufbaus immer Opium. Und du bist ein Trotzlist. Mein Gott, wie seid ihr denn darauf gekommen? wehrte ich mich. Hast du es geschrieben oder nicht? Vielleicht habe ich aus Spaß so etwas Ähnliches geschrieben, es ist doch schon zwei Monate her, ich erinnere mich nicht mehr. Wir können es dir in Erinnerung rufen, sagten sie und lasen mir meine Ansichtskarte vor: Optimismus ist Opium für die Menschheit. Ein gesunder Geist stinkt nach Dummheit! Es lebe Trotzki! Ludvik. Die Sätze klangen im kleinen Raum des politischen Sekretariats so schrecklich, daß ich mich in diesem Augenblick vor ihnen fürchtete und fühlte, daß sie zerstörerische Kräfte

besaßen, denen ich nichts entgegensetzen konnte. Genossen, das sollte ein Spaß sein, sagte ich und spürte, daß niemand mir glauben konnte. Könnt ihr darüber lachen? fragte der eine Genosse die beiden anderen. Sie schüttelten den Kopf. Ihr müßtet eben Marketa kennen! sagte ich. Wir kennen sie, antworteten sie mir. Also seht, sagte ich, Marketa nimmt alles so ernst, und wir haben uns immer ein bißchen über sie lustig gemacht und versucht, sie zu schockieren. Das ist aber interessant, sagte einer der Genossen, nach deinen weiteren Briefen zu urteilen, schien es uns nicht so, als würdest du Marketa nicht ernst nehmen. Habt ihr denn alle meine Briefe an Marketa gelesen? Also, weil Marketa alles ernst nimmt, ergriff wieder einer das Wort, machst du dich über sie lustig. Aber sag uns, was ist es denn, das sie so ernst nimmt? Zum Beispiel die Partei, den Optimismus und die Disziplin, nicht wahr? Und all das, was sie ernst nimmt, ist für dich ein Grund zum Lachen. (S. 44f)

Ludvik versucht sich zu rechtfertigen, indem er angibt, die Huldigung an Trotzki wäre nur ein Scherz gegenüber der naiven Marketa gewesen, die das Leben viel zu ernst sähe. Mit dieser Argumentation verstrickt er sich jedoch noch mehr in Sünde, denn damit mache er sich über die Ernsthaftigkeit des Sozialismus lustig, hält man ihm vor; er wäre also im Grunde seines Herzens ein Konterrevolutionär. Selbstverständlich wird er aus der Partei ausgestoßen und als Student relegiert.

Ludvik trifft sich ein letztes Mal mit Marketa und fragt sie, wie es denn zu dieser Situation gekommen sei. Marketa berichtet.

Wir kennen ihn, sagten sie, und wir möchten wissen, was er dir geschrieben hat. Kannst du uns seine Ansichtskarte zeigen?

„Du darfst mir nicht böse sein“, sagte Marketa zu mir, „ich mußte sie ihnen zeigen.“

„Du brauchst dich nicht zu rechtfertigen“, sagte ich zu Marketa, „sie haben sie ohnehin gekannt, noch bevor sie mit

dir redeten; hätten sie sie nicht gekannt, hätten sie dich gar nicht vorgeladen.“

„Ich rechtfertige mich keineswegs, und ich schäme mich auch nicht dafür, daß ich sie ihnen zu lesen gegeben habe, so darfst du das nicht auffassen. Du bist Parteimitglied, und die Partei hat ein Recht zu wissen, wer du bist und was du denkst“, verwahrte sich Marketa, und dann sagte sie, sie sei entsetzt gewesen über das, was ich geschrieben hätte, wo wir doch alle wüßten, daß Trotzki der größte Feind all dessen gewesen sei, wofür wir kämpften und wofür wir lebten. (S. 51)

Marketa hat Ludvik nicht gezwungenermaßen, sondern aus freien Stücken denunziert – wobei der Partei seine Postkarte schon vorher bekannt war –, weil Trotzki der Feind alles Guten und Wahren sei, wie sie Ludvik darlegt.

Ludvik wird zum Militärdienst einzogen, und zwar in eine Strafkompagnie, die in einer Kohlengrube arbeiten muss, wofür diese Soldaten allerdings paradoxerweise im

Gegensatz zu ihren parteitreuen Mitkämpfern Sold erhalten.

So rasch wurde jeder von uns seines persönlichen Willens beraubt und zu etwas gemacht, was äußerlich einer (umgeordneten, abgeordneten, eingeordneten) Sache und innerlich einem (leidenden, wütenden, angstvollen) Menschen glich; noch an demselben Tag wurden wir zum Appell geführt, dann zum Abendessen, dann zu den Betten; in der Frühe wurden wir geweckt und in die Kohlengrube geführt; in der Grube wurden wir nach Gruppen in Arbeitskolonnen eingeteilt und mit Werkzeug (Bohrer, Schaufel und Lampe) versehen, mit dem keiner von uns umzugehen verstand; dann brachte uns der Förderkorb untertage. Als wir mit schmerzendem Körper wieder ausfuhren, wurden wir von Unteroffizieren erwartet, die uns antreten ließen und wieder in die Kaserne zurückführten; wir aßen, und am Nachmittag mußten wir exerzieren, nach dem Exerzieren saubermachen, dann waren politische

Erziehung und obligatorisches Singen an der Reihe; statt Privatleben ein Raum mit zwanzig Betten. Und so ging es Tag für Tag. (S. 59)

Ludviks Hauptproblem ist, dass er immer noch ein überzeugter Kommunist ist und das seinen Vorgesetzten begreiflich machen will. Doch dieses Unterfangen ist vergeblich, denn er gilt von jetzt bis an sein Lebensende als ein unverbesserlicher Konterrevolutionär und Saboteur. Sein Selbstbild und sein Fremdbild könnten divergenter nicht sein.

Erst nach vielen Monaten beginnt er zu begreifen, dass der Fehler nicht bei ihm liegt, sondern im System, dass der Kommunismus eine unmenschliche Ideologie darstellt, deren Ziel ist es, das Individuum zu zerstören und zu einem Massenmenschen zu machen. Von da an fühlt er sich erleichtert und ist er innerlich frei; er kann nun neue Pläne fassen für die Zeit des auch in der Strafkompagnie möglichen Urlaubs und für die Zeit nach seinem Wehrdienst.

Ein anderer Sträfling namens Alexej ist noch nicht so weit, wofür sein folgendes Gedicht zeugt.

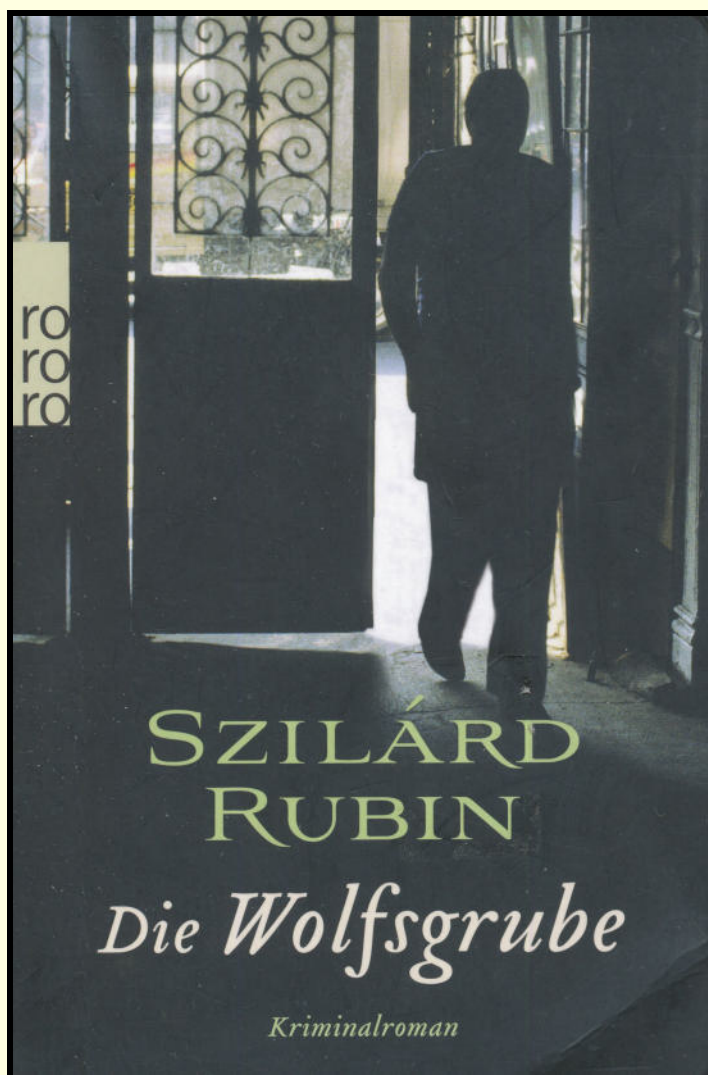
*Zum Hund könnt ihr mich machen, Ge-
nossen,
und wenn's euch beliebt, mich bespucken
und schmähn,
selbst als bespuckter Hund noch, Genos-
sen,
werd ich treu mit euch in der Reihe
stehn. (S. 105)*

Alexej kann sich von dieser Weltauffassung nicht lösen, und so ist es nur konsequent, dass er am Ende Selbstmord begeht, während in Ludvik das Freiheitsstreben immer stärker wird.

Der Scherz führt anhand von Ludviks Schicksal in bestürzender Weise vor Augen, was es bedeutet, unter einer totalitären Ideologie leben zu müssen. Erschreckend ist vor allem, dass Ludvik ein ebenso überzeugter Kommunist ist wie Marketa und seine drei Ankläger. Das Verhängnis, durch einen einzigen Fehltritt sein Leben zu zerstören, kann also Jeden treffen. Und jedwe-

der Versuch, sich zu rechtfertigen, reißt den Schuldigen nur noch tiefer in den Abgrund; würde er hingegen seine Verderbtheit bekennen, so wäre seine Schuld nur umso sicherer erwiesen: Aus diesem Dilemma gibt es keinen Ausweg.

Der Roman lebt vor allem von den hervorragenden Charakterisierungen des Icherzählers Ludvik, seiner Freundin Marketa und seines Leidensgenossen Alexej. Dabei schöpft Milan Kundera aus eigenen Erfahrungen, denn er wurde um 1950 wegen Machenschaften gegen die Partei aus dieser und aus der Universität ausgeschlossen. Er wurde zwar später rehabilitiert, aber nach der Niederschlagung des Prager Frühlings erneut kaltgestellt, so dass er 1975 nach Frankreich auswanderte.



Szilárd Rubin

Die Wolfsgrube

(*Mulatság a farkasveremben*, 1973)

**Aus dem Ungarischen von Timea Tankó
rororo 26 657 (TB 204 S./€ 9,99)**

Berlin 2013

Genre: Krimi

Hauptmann Beke hatte die Morgenmaschine nach Pecs genommen. Er flog über das Mecsekgebirge, unter sich sah er Herbstwälder und auch den Kirchturm des Dorfes Csa-logány, seinem eigentlichen Ziel.

Er hatte von Doktor Haller, seinem ehemaligen Klassenkameraden, eine Einladung erhalten. Aber nicht nur er, auch alle anderen Mitglieder des „Fledermaus-Ordens“: Decsi, Baksay, Vertes und Schwabik. Denn der Orden zählte nur sechs Mitglieder. Sechs Männer, die während der Gymnasialzeit mehr oder weniger eng befreundet waren.

Beke war nicht überrascht über die Einladung, die Haller eigenhändig mit der „Goldenen Fledermaus“, dem Symbol ihres Freundeskreises, verziert hatte. Eher machte er sich und den ande-

ren Vorwürfe, dass sie sich so viele Jahre nicht beieinander gemeldet hatten.
(S. 11)

Sechs ehemalige Gymnasiasten des Abiturjahrgangs 1945, die sich der Fledermaus-Orden nannten, treffen sich fast dreißig Jahre später wieder auf Einladung eines der Mitglieder, Dr. Haller. Mit dabei ist der Polizist Hauptmann Markus sowie vier Frauen, Angetraute und Freundinnen des Kreises. Eine der Frauen ist allerdings Bea Nicky, die von Márta, der Gemahlin von Sándor Subwabik, bezichtigt wird, ein Verhältnis mit ihrem Ehemann zu haben.

Man beschließt, in dem Landhaus das Spiel „Mörder und Detektiv“ auszutragen. Einer der Gäste fragt nach den Regeln.

Und wer ist der Detektiv?“

„Der, der den Zettel zieht. Wir sind zu zehnt und machen zehn gleich große Zettel. Auf einen schreiben wir ‚Mörder‘, auf einen anderen ‚Detektiv‘, die restlichen bleiben leer. Dann zieht jeder einen.“

„Und wenn ich den ‚Mörder‘-Zettel ziehe?“

„Dann ermorden Sie jemanden. Sie packen ihn am Hals oder wo Sie ihn gerade zu fassen bekommen. Die Person stößt einen Schrei aus und fällt zu Boden. Daraufhin bleibt jeder an der Stelle stehen, wo er sich im Augenblick des Schreis gerade befindet. Allein der Mörder darf seinen Platz verlassen.“

„Und die anderen?“

„Die bleiben, wie gesagt, dort stehen, wo sie sind. Schummeln ist strengstens verboten.“

„Und was macht der Detektiv?“

„Wenn er den Schrei gehört hat, kommt er herein und schaltet das Licht an.“ (S. 86)

Zwei Runden werden regelgerecht gespielt, aber die dritte endet in einer Katastrophe.

Beke riss die Tür auf, sprang zum Schalter und machte das Licht an.

Bea lag auf dem Boden. Leblos, wie eine erwürgte Amsel, der Körper vom

Kampf gegen das Ersticken völlig verrenkt, der Kopf furchtbar verdreht.

Alle standen erstarrt da. Entsetzt, aber noch ungläubig.

Ali, der vom neben Bea stehenden Sessel aus nur ihre Beine sah, machte eine verzweifelte Bewegung. „Was ist mit Ihnen? Stehen Sie auf. Was ist passiert?“

Beke beugte sich über Bea und fragte sich das Gleiche. Sie könnte ja auch spielen, das Ganze vortäuschen, schließlich war das ihr Beruf.

„Warum stehen Sie nicht auf?“, fragte Ali erneut, diesmal beinahe tonlos.

Doch die junge Frau, die neben der kleinen französischen Kommode lag, war nicht im Spiel gestorben. So, wie sie da lag, mit starrem Blick, nadelspitzen-großen geröteten Aderchen in den gläserigen Augen, auf den Lippen der weiße Gebäckschaum, hätte sie den schönsten Applaus nicht mehr gehört. Dieser Tod auf dem Boden des Salons der Dorfvilla war Bea Nickys echter Tod. (S. 102f)

Da ist der Sachverstand von Hauptmann Markus gefragt, der allerdings keinen leichten Stand hat unter seinen ehemaligen Mitschülern, die es viel weiter gebracht haben als er.

Die Wolfsgrube hat eine interessante Grundidee, ist allerdings ein wenig langatmig ausgeführt.

Ludwig Ganghofer

Die Trutze von Trutzberg



Roman

Engel

***Ganghofer, Ludwig: Trutze von Trutzberg**

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]

Die Trutze von Trutzberg. Roman aus dem 15. Jahrhundert

(Die Trutze von Trutzberg. Eine Geschichte aus Anno Domini 1445, 1915)

Engel (HC 352 S./DM xx)

München 1988

Genre: Historischer Roman

Vor dem Altarstein unter der alten Linde, deren Blätter noch feucht waren vom Tau des schönen Morgens, stand der Wanderpfaff in weißem Chorhemd und mit schwarzem Barett, sah entrückten Auges über die kleine andächtige Gemeinde hin, die sich im Burggärtlein des Trutzberges um ihn gesammelt hatte, und hielt die Sonntagspredigt.

„Wahrlich, ich sag euch, ihr guten Christenkinder, alles vermag eine fromme Seel zu erfechten mit festem Glauben, bloß mit dem Willen allein, wenn's nur der rechte ist! Wer mit bö-

sem Willen den Höllenweg beschreitet, wird hinkommen, wo der Teufel hauset. Doch wer mit rechtem Willen hintrachtet zu Gott, wird eingehen in das liebe Himmelreich!“ (S. 3)

Auf dem Trutzberg liegt die Burg Trutz, wo Melchior Trutz von Trutzberg residiert, samt Frau Angela, Sohn Eberhard, einem Dutzend Kriegsknechte und allerhand Gesinde.

Reich begütert und wenig berührt von den Nöten der harten Zeit, in der die Christenheit an der fernen Donau drunten wider die Türken focht, zählte Herr Melcher das Denken nicht zu seinen Liebhabereien und ließ an seinen umfangreichen Gürtel immer nur jene Sorge herankommen, die eine Frage der nächsten Tage war und seine eigene Schüssel bedrohte. Eine solche Sorge lastete in dieser schönen Sonntagsfrühe auf seiner Seele. Seine nördlichen Nachbarn, die händelsüchtigen Brüder Peter und Heini von Seeburg verursachten dem Trutzberger viel Verdruß. Gestützt

auf ein altes, unklares Pergament, das sie durch Zufall aufgestöbert oder – nach Meinung von Herrn Melchers mißtrauischer Hausfrau – etwa gar gefälscht hatten, erhoben sie Anspruch auf den Jagdbann, den die Trutzischen in den wildreichen Seeforsten über die hundert Jahre als ritterliches Recht besaßen. Schon seit dem Winter wurde vor dem herzoglichen Gerichtshof zu München über diesen Streithandel hin und her geredet. Wohl hatte man die Brüder von Seeburg noch nie bei einem verfrühten Einfall in den Jagdbann der Seeforste betroffen; doch bei der letzten Netzjagd auf Rehwild und Butterhasen hatte Herr Melcher die unliebsame Entdeckung gemacht, daß das Gewild ganz erschrecklich weniger geworden. Wenn diese heimliche Räuberei der Seeburger so weiterging, waren die Seeforste wild-leer, bevor noch zu München ein Spruch in der strittigen Sache gefällt wurde. (S. 5)

Das Leben wäre recht geruhsam, gäbe es nicht Streit mit den Brüdern Peter und Hei-

ni von Seeburg um das Jagdrecht in den Seeforsten, das nach Ansicht von Melchior ganz eindeutig ihm zusteht, was jedoch von den Seeburgern auf den Gerichtshof zu München angefochten wird. Und wie es scheint, warten die Seeburger nicht, bis ein Urteil gefällt wird, sondern vermindern das Wild in den Seeforsten bereits jetzt – wir schreiben das Jahr 1445 – nicht unwesentlich.

Gegenwärtig lauscht man allerdings andächtig der wortgewandten Predigt des Wanderpaffen.

So unbeweglich Frau Angela während der langen Predigt saß, so ruhelos war sie als Hausfrau, war Tag und Nacht auf den Beinen, immer mißtrauisch, immer gereizt. Von der friedlos aufgerührten Galle hatte sie ein gelbes Gesicht bekommen. Frau Angela war alles, nur das eine nicht, was ihr Name besagte, ein Engel. Mit harten Händen meisterte sie das zahlreiche Gesinde und ärgerte sich täglich siebenmal über ihren Mann und über die Unordnung, die er im Haus verursachte. (S. 6)

Frau Angela führt ein strenges Regiment auf dem Trutzberg. Neben vielen anderen Dingen gilt ihre Sorge einem Eierdieb sowie ihrem Ehemann, der sich, da ihm zwei Finger an der rechten Hand fehlen, beim Essen und Trinken unweigerlich zu bekleckern pflegt.

Ein Trost ist, dass die Zukunft gesichert scheint: Ihr Sohn Eberhard ist seit Jahren in einer Kinderehe mit Hilde, der Tochter von Korbin zu Puechstein und dessen Frau Scholasika verheiratet. Jetzt ist Hilde siebzehn Jahre alt; bei ihrem achtzehnten Geburtstag soll die Ehe vollzogen werden. Was Hilde nicht weiß und Angela strikt abstreitet, ist, dass Eberhard unter dem Gesinde als arger Schürzenjäger bekannt ist. Immerhin hat die Mutter vorgesorgt, indem alle weiblichen Bediensteten auf der Burg über das Alter, in dem sie in Männern unfromme Gelüste zu wecken pflegen, längst hinaus sind.

Zwischen arm und reich, auf dem Rasen hinter den sechs Faltstühlen, knieten und saßen die vier grauköpfigen, in Grün und Gelb gekleideten, leicht ge-

rüsteten Geleitsknechte des Puechsteiners und die vielen Burgleute des Herrn Melcher, unter Führung des langen, mageren Sergeanten Kassian Ziegenspöck, der, wenn Gott an ihm nicht ein Wunder wirkte, dem Säuferwahnsinn unaufhaltsam entgegenwandelte; er bot den Anblick eines grimmigen Kriegers, hatte aber ein bitteres Schmerzensgesicht wie Menschen, die von überflüssiger Magensäure gequält werden,

Sergeant, Söldner und Knechte des Herrn Melcher waren in Grün und Rot gekleidet. Nur ein einziger von den Trutzbergischen trug diese Farben nicht, trug ein grobes Hemd, einen rauhen, verblichenen Kittel, die kurze Berghose, verschnürte Lammfelle an den festen Waden und am Gürtel die lederne, vom Gebrauch vieler Jahre schon schwarzgewordene Salztasche. Das war der Schafhirt Lien, den die Leute, die ihn liebten, Liendl oder Lieni nannten.

Eigentlich hieß er Lienhard. Aber das ging nicht an, daß ein Schafhirt zur Hälfte den gleichen Namen trug wie der

edle Jungherr Eberhard. Drum hatte man dem Lien – der keines nennbaren Vaters Sohn, nur das Kind einer verstorbenen Mutter war – das ungebührliche Schwänzlein seines Namens abgezwickht, wie man ihm das Braunhaar wegschor von seinem harten, jungen, sonnverbrannten Schädel. (S. 12f)

Unter den Zuhörern der Predigt sind noch zwei weitere Männer, nämlich der trunk-süchtige Sergeant Kassian Ziegenspöck und der junge Hirte Lienhart, kurz Lien. Letzterer ist der Sohn der verstorbenen Magd Germeid und eines unbekannten Vaters; mit Hilfe seines treuen Hundes Wulli hütet er die Trutz'schen Schafe.

Der Pfaff endet seine Predigt mit feurigen Worten.

„Nur wollen mußt du, o dürstige Seel,
so wirst du finden und gehst nit fehl!
Die da suchen, sind Kinder des Lichts,
doch die nit wollen, die kriegen auch
nichts. Sie fliegen nit auf zur seligen
Ruh, Sankt Peter sperret das Türlein zu.
Ausgestoßen von allen Freuden, müssen

sie Glut und Hunger leiden, sind dem Teufel ein Höllensamen und müssen brennen in Ewigkeit, Amen!“ (S. 15)

Die Bauern und Bediensteten haben über Recht und Gesetz freilich ihre eigenen Ansichten.

Burgen sind steinerne Gesetze. Was Gesetz heißt, ist nach Bauernmeinung eine üble Sache, hat ein doppeltes Gesicht, ein gutes und ein böses, dreht das gute den Herren zu, das böse den Armen und Geplagten. (S. 19)

Und weil die Puechsteiner gerade zu Besuch auf Trutzberg sind, nutzt Eberhard die Gelegenheit, seiner Braut Hilde den wunderbaren, hochgelegenen Taubenschlag zu zeigen. Und weil es nach Ansicht von Eberhard höchste Zeit ist, die Ehe endlich zu vollziehen, versucht er es nach einigen vergeblichen schönen Worten mit ein wenig Nachdruck, was in der armen Hilde, die nicht wissen kann, dass Menschen dasselbe treiben wie das Vieh, einen Schock auslöst. In seiner Not versucht Eberhard, seine Be-

dürfnisse an der am wenigsten alten, aber immerhin willigen Magd zu stillen.

Bei einer günstigen Gelegenheit veranstaltet Peter von Seeburg in den Seeforsten eine Treibjagd. Weil dabei die Knechte mit Prügeln gegen die Bäume schlagen, um das Wild aufzuscheuchen, ist das weithin zu hören, so dass es nicht nur der vielbewährte Krieger Korbin vom nahen Puechstein, sondern auch der Hirte Lien vernehmen, die beide zu den Seeforsten eilen.

Als aus dem niedergerissenen Fangnetz die Garbe des befreiten Wildes auseinandergestoben war, hatte Lien über diese possierliche Sache lachen müssen. Doch beim Anblick der vielen tappelnden Invaliden eines üblen Weidwerks wurde er von Erbarmen und Zorn befallen. Dabei gewährte er, daß der Grüngekleidete auf dem Rappen seinen langen Jagdspeer fällte und gegen den Puechsteiner losrannte. In dem heißen Schreck, der den Schäfer um des edlen Fräuleins willen befiel, mußte Lien nun abermals etwas tun, ohne vorher zu denken.

Ein flinker Schippenschwung. Der faustgroße Steinbrocken, den der Schäfer aus dem Boden gestochen hatte, sauste pfeifend durch die Luft. Und in dem Augenblick, als Peter von Seeburg dem Puechsteiner den Jagdspeer zwischen die Herzrippen bohren wollte, machte der Angreifende einen sonderbaren Tunker über den Sattel hinaus. Die Speerspitze glitt nach abwärts, zerschnitt noch das Schenkelfleisch neben den stählernen Beinplatten des Herrn Korbin und fiel zu Boden. Der Seeburger, dem ein dunkler Blutguß über die rechte Wange herunterfuhr, stürzte seitwärts aus dem Sattel, wie von einem unsichtbaren Blitz erschlagen, und lag gleich einem unbeweglichen Stück Holz auf der Erde, während der reiterlos gewordene Rappe davonsauste. (S. 64f)

Als der Seeburger des Puechsteiners ansichtig wird, rennt er ohne Achtung des Landfriedens mit angelegtem Jagdspeer auf seinen Gegner los und hätte ihn unweigerlich durchbohrt, hätte ihm nicht Lien mit seiner

Schäferschippe einen faustgroßen Stein gegen die rechte Schläfe geschleudert.

Der Seeburger fällt tot vom Pferd, ohne dass sich der Puechsteiner, der den sogleich wieder verschwundenen Lien nicht bemerkt hat, erklären kann, was seinen Gegner zu Fall gebracht haben könnte.

Zurück auf dem Trutzberg erzählt der Puechsteiner von seinem Erlebnis.

Herr Melcher bekam runde Augen.
„Aber wie solls denn geschehen sein?“

„Ich weiß nit. Wie länger ich drüber nachdenk, um so unverständlicher wird mir's. Mein dummes Mädel scheint zu glauben, den hilfreichen Stein hätt der Lien geworfen.“

Nach kurzem Schweigen fragte Herr Melcher zögernd: „... Wer?“

„Dein Schäfer. Aber das ist Unsinn.“

„Das ist mehr als Unsinn. Da muß ich lachen!“ brummte der Burgherr vom Trutzberg. Doch er lachte nicht, sondern schien sich zu ärgern. „So ein Läpp! Schaut aus, daß man seine Freud an ihm haben könnt. Aber begehrst du was Mannhaftes von ihm, so stellt er

sich wie ein Geißbock beim Seiltanzen. Schon lang hätt ich den Buben gern als Söldner genommen. Da könnt er im Leben doch aufwärtskommen. Aber zu was Rechtem ist er nit zu gebrauchen. Bloß zum Sautreiben und Schafhüten. Ich verstehs nit. Seine Mutter ist ein feines Weibsbild gewesen. Weiß der Teufel, was für ein Stalltepp da in die Quer geraten ist!“

„Hoi? Melcher?“

„Laß gut sein. Der ungeschickte Lümmel ist mir wie eine Flieg an der Wand.“
(S. 96f)

Tochter Hilde glaubt fest, Schäfer Lien hätte den Stein geschleudert. Das zweifelt der Trutzberger energisch an, denn er hält Lien für einen Stalldeppen. Das ist leicht erklärlich, denn der überaus geschickte Lien hat sich seinem Herrn gegenüber stets besonders ungeschickt gestellt, um nicht zu den Kriegsknechten eingezogen zu werden.

Freilich, der Trutzberger lobt dem Puechsteiner gegenüber Liens Mutter als ein feines Weibsbild, und er meint, bei Lien müsse ein Stalldepp in die Quere gekom-

men sein. Der Puechsteiner denkt sich seinen Teil dabei, dass nämlich der Trutzberger Ehebruch mit der schönen Magd begangen hat und wegen Liens geheuchelter Ungeschicklichkeit einen Knecht für dessen Vater hält, was aber ganz offensichtlich nicht zutrifft.

Heini von Seeburg wartet auf kein Gericht, um den Tod seines Bruders zu rächen, sondern zieht mit gewaltiger Übermacht und etlichen schweren Kanonen gegen den Trutzberg, wohin sich die verarmten und nahezu wehrlosen Puechsteiner geflüchtet haben.

Die Bauern dagegen suchen Zuflucht in den Wäldern. Lien treibt die Mutterschafe, die Lämmer und die guten Böcke in die Berge, wo Wulli über sie wachen wird, während er selbst die entbehrlichen Schafe in die Burg führt, wo sie als Verpflegung dienen sollen, ebenso wie das erlegte Wild, das man den Knechten des Peter von Seeburg abgenommen hat. Wie lange man einer Belagerung stand halten kann, ist angesichts der Kanonen des Angreifers fraglich. Aber vielleicht bringt ein Bote, den der Puechsteiner zu Herzog Albrecht III. von

Bayern-München (1401–1460), früher Gemahl der unseligen Agnes Bernauer (1410–1435) gesandt hat, noch rechtzeitig Hilfe.

Die Trutze von Trutzberg legt Zeugnis darüber aus, dass Ludwig Ganghofer ein großer Meister des Wortes ist: Seine kraftvolle Sprache und seine lebendigen Beschreibungen machen die Lektüre zu einem großen Genuss. Hinzu kommen eine ungemein spannende Handlung sowie zu Herzen gehende, anrührende Schicksale der verschiedenen Personen.

Auch gegen die humorvollen Einlagen, die die Handlung ein wenig auflockern, könnte man nichts einwenden, würde sie der Autor nicht viel zu oft wiederholen.



Süddeutsche Zeitung | Bibliothek

W. Somerset Maugham

Der Magier

34

W. Somerset Maugham

Der Magier. Ein parapsychologischer Roman

(The Magician, 1908)

**Süddeutscher Verlag (HC 268 S./€ 4,90)
München 2004**

**Aus dem Englischen von Melanie
Steinmetz und Ute Haffmans**

Genre: Phantastik

1897, nach fünf im St.-Thomas-Hospital verbrachten Jahren, bestand ich die Prüfungen, die mich berechtigten, als Arzt zu praktizieren. Schon als Student der Medizin hatte ich einen Roman, ‚Liza of Lambeth‘, veröffentlicht, der einiges Aufsehen erregte, und beschloß in Anbetracht dessen nun kurzerhand, den Arztberuf aufzugeben und mir mein Brot als Schriftsteller zu verdienen; [...].
(S. 5)

In seinem Vorwort, „Fragment einer Autobiographie“ genannt, erzählt William Somerset Maugham die Entstehungsgeschichte seines Romans: Er hat Medizin studiert, will aber lieber als Schriftsteller arbeiten,

hat wenig finanziellen Erfolg, wird aber bekannt, geht nach Paris. Dort begegnet er im Café Le Chat Blanc dem selbsternannten Magier Aleister Crowley.

Einer jener gelegentlichen Gäste war Aleister Crowley. Er brachte den Winter in Paris zu. Ich hatte vom ersten Augenblick an eine Abneigung gegen ihn, doch interessierte und erheiterte er mich. Er redete sehr viel und ungewöhnlich gut. In seiner frühen Jugend war er, wie man mir erzählte, auffallend hübsch gewesen; als ich ihn kennenlernte, hatte er jedoch zugenommen, und sein Haar lichtete sich bereits. Er hatte schöne Augen und richtete sie so auf sein Objekt, daß er, wenn er jemand ansah, durch ihn hindurchzusehen schien. Er war ein Schwindler, und nicht nur das. In Cambridge hatte er den ersten Preis im Schachspiel gewonnen und galt als der beste Whistspieler seiner Zeit. Er war ein Lügner und taktloser Angeber, aber das merkwürdige war, daß er manches von dem, womit er prahlte, wirklich geleistet hatte. Als

Bergsteiger hatte er den K. 2 im Hindu-kusch, den zweithöchsten Berg Indiens, bestiegen, und das ohne vollständige Ausrüstung, wie Sauerstoffapparate und ähnliches, die den Bemühungen der Bergsteiger in heutiger Zeit leichter einen Erfolg verheißen. Den Gipfel erreichte er nicht, kam ihm aber näher als irgend jemand zuvor. (S. 8)

Maugham ist sich nicht ganz sicher, bis zu welchem Grade Crowley ein Schwindler ist.

Als ich ihn kennenlernte, befaßte er sich gerade aus Liebhaberei mit Teufelskult, Magie und allem Okkulten. Gerade damals bestand in Paris eine gewisse Vorliebe für diese Dinge, ausgelöst wohl durch das Interesse das ein Buch von Huysmans, „Là-Bas“, immer noch fand. Crowley erzählte phantastische Geschichten von seinen Erlebnissen, aber man konnte schwerlich sagen, ob er die Wahrheit sprach oder einen nur an der Nase herumführte. (S. 9)

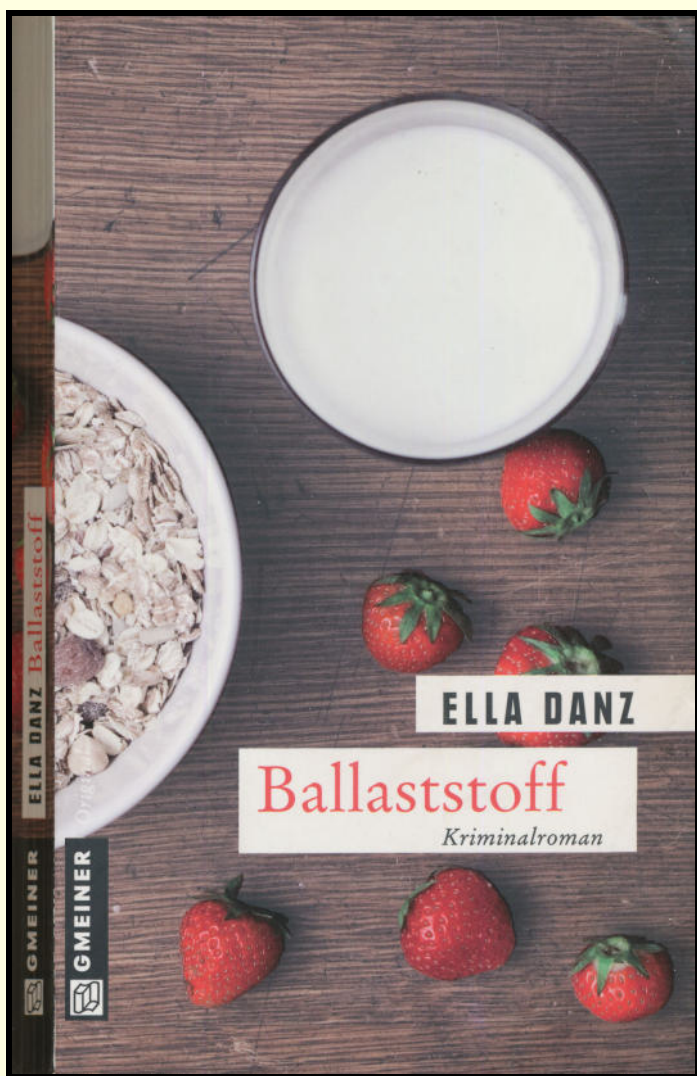
Maugham kehrt zurück nach London und schreibt im Jahr 1909 den Roman *The Magician*, in dem wenig verhüllt Crowley als Oliver Haddo auftritt.

Arthur Burdon, ein bekannter englischer Chirurg mit wenig Phantasie und noch weniger Humor, besucht seine Verlobte Margaret Dauncey in London. Dabei gerät er mit dem selbsternannten Magier Oliver Haddo in Streit, welcher sich dadurch rächt, dass er Margaret hypnotisiert und heiratet.

Arthur entführt Margaret aus Haddos Fängen, aber dessen psychische Kräfte sind so groß, dass er Margaret wieder zu sich zurück zwingt. Bei einer erneuten Begegnung offenbart Margaret Arthur, dass ihr Haddo nach dem Leben trachtet. Tatsächlich tötet dieser Margaret bei einem magischen Ritual, was ihr Geist bei einer Beschwörung bekundet. Arthur kämpft mit Haddo und tötet ihn; in Haddos Haus entdeckt er künstliche Kreaturen, woraufhin er das Gebäude in Brand setzt.

Der Magier hat ein interessantes Thema, ist aber ermüdend erzählt. Aleister Crowley hat den Roman unter dem Pseudonym Oli-

ver Haddo besprochen und dabei Maugham
vielfaches Plagiat vorgeworfen.



Ella Danz

Kommissar Georg Angermüller 6:

Ballaststoff

Gmeiner (PB 320 S./€ 11,90)

Meßkirch 2011

Genre: Krimi

Vergeblich bemühte sich Sibylla Graf, wieder ruhig zu werden, während sie mit dem Pitching-Wedge in der Hand am Rand des Wäldchens zwischen den wuchernden Gräsern den Boden nach ihrem Ball absuchte. Keine Spur davon. Hoffentlich war er nicht in dem kleinen Weiher gelandet, dem sie sich näherte, denn in dessen Wasser versunken, war der Ball verloren, und sie müsste einen Strafschlag machen.

Der Ball lag nicht im Wasser. Er lag auf dem Rücken einer Person, die wiederum halb im Wasser auf dem Bauch am leicht abschüssigen Ufer des Weihers lag und von einem Schwärm fliegender Insekten umschwirrt wurde.

„Oh nein!“, sagte Sibylla Graf voller Entsetzen zu sich selbst, denn ihr wurde soeben klar, dass sie die Klubmeis-

terschaft für heute vergessen konnte.
(S. 12)

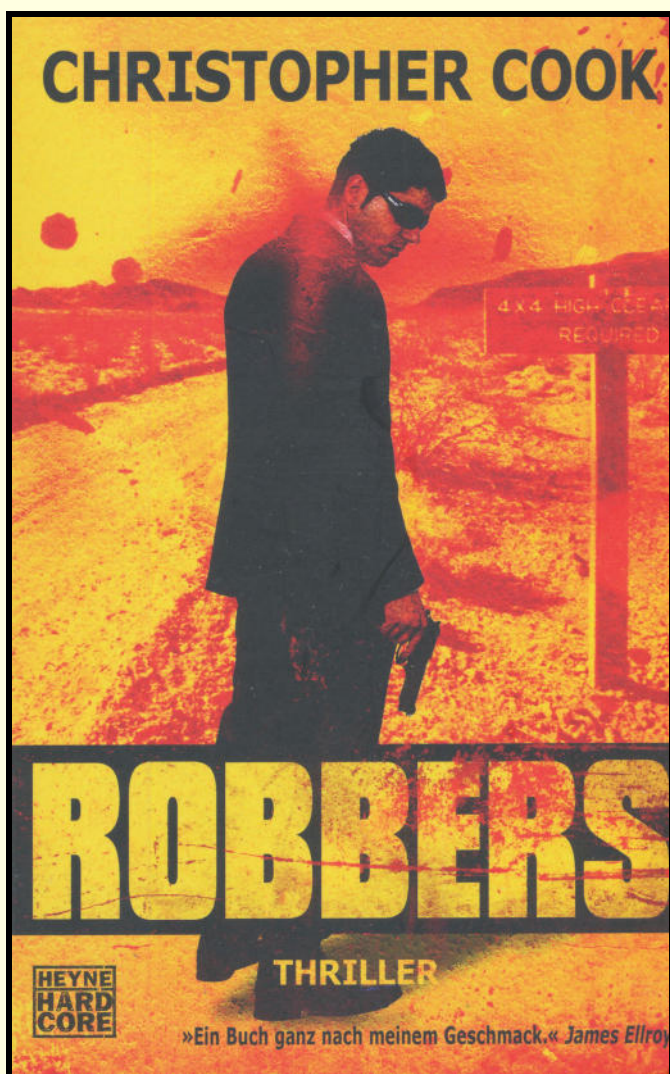
Golfclubmeisterin Sibylla Graf schlägt den Ball ins Rough, weil ihre unachtsame Mitspielerin Henny Kortner das Handy nicht stumm geschaltet hat. Bei der Suche nach dem Ball entdeckt Sibylla im schlecht einsehbaren Teich eine aufgequollene Männerleiche.

Das ist ein Fall für den feinschmeckerischen Kommissar Georg Angermüller aus Lübeck und seinen Kollegen Claus Jansen. Die Gerichtsmedizin stellt fest, dass das Opfer seit wenigstens fünf Tagen tot ist, eine Kopfverletzung aufweist, Würgemale zeigt und Spuren von Tierfraß hat. Der Fundort ist nicht der Tatort, das steht fest. An den Golfplatz grenzen vier Grundstücke: ein Bauer im Ruhestand, eine Baumschule, eine Unterkunft für Feriengäste, und der sogenannte Graswurzelschloß.

Die Polizei hat Schwierigkeiten, den Toten zu identifizieren, aber zum Glück meldet sich eine Frau namens Anke Mewes, dass sie ihren Lebensgefährten Kurt Stareske vermisst. Dieser arbeitet als Filiallei-

ter bei Öko & Frisch und wohnt auf dem Graswurzelhof: Schon hat Angermüller seine erste Spur.

Ballaststoff ist ein unterhaltsamer Krimi mit einer Prise Humor und appetitanregenden Gourmet-Rezepten.



Christopher Cook

Robbers

(Robbers, 2000)

Heyne 67 573 (TB 558 S./€ 9,95)

München 2010

Aus dem Amerikanischen von Stefan

Lux und Frank Dabrock

Genre: Thriller

Ein heißer Blitz zuckte wie ein Krampf durch Eddies Schultern, kletterte seinen Hals hinauf und erreichte seinen Kiefer. Er musterte den Typen scharf. „Du gehst mir auf den Sack, Partner. Jetzt hör mal zu. Das hier ist Amerika. Gib mir die Zigaretten!“

„Vier Dollar und einen Cent.“

„Ich glaub's einfach nicht.“

Aber der Typ gab keinen Fingerbreit nach. Ohne ein Wort stand er einfach da, ein schokoladenfarbener Deputy Dorrigh. Einer seiner Mundwinkel hob sich ganz leicht, womöglich zu einem Grinsen.

„Zum Teufel damit“, fauchte Eddie.

Im selben Moment hob er das rechte Bein, griff in seinen Stiefel und zog ei-

nen Revolver Kaliber .22 heraus, einen alten Colt Police Positive mit einem zehn Zentimeter langen Lauf. Er wirkte wie ein Spielzeug. Eddie richtete ihn auf den jungen Mann, den Arm durchgedrückt, einen Finger am Abzug. „Her mit den beschissenen Zigaretten!“

„Überfall!“, kreischte der Mann. Er starrte auf den Revolver, seine dunklen Augen glänzten. Er biss sich auf die Oberlippe und schob den Kiefer vor. „Ich rufe die Polizei. Dann gebe ich Ihre Autonummer durch.“

Also betätigte Eddie den Abzug. Ein scharfer Knall, der Lauf ruckte hoch. Die Kugel traf den Verkäufer direkt in die Stirn. Sein Kopf wurde nach hinten gerissen, und ein kleines schwarzes Loch erschien auf der bronzenen Krümmung seiner Stirn. Einen Moment lang stand er ganz still, die Hände auf der Theke, die Augen über Kreuz. Dann stürzte er zu Boden und verschwand aus Eddies Blickfeld. (S. 15f)

Eddie und Ray Bob fahren ziellos durch Amerika. In Austin, Texas, will sich Eddie in

einem 7-Eleven mit seinen letzten vier Dollar eine Packung Zigaretten kaufen, aber die kostet \$ 4.01, und der sture Verkäufer will sie um keinen Preis für \$ 4.00 herausrücken. Was bleibt Eddie also anderes übrig, als diesen krummen Hund zu erschießen? Und weil es so schön war, können Eddie und Ray Bob mit dem Morden gar nicht mehr aufhören.

Sergeant Rule Hooks von den Texas Rangers nimmt sich den Tod von Abraham Krishna sehr zu Herzen und jagt die beiden Tollwütigen quer durch das Land.

Robbers ist ein wilder Thriller voller Blut und Action.

**William Faulkner:
Requiem für
eine Nonne**



dtv

**William Faulkner [William Cuthbert
Faulkner, 1897–1962]**

***Sanctuary 2: Requiem für eine Nonne*
(*Requiem for a Nun*, 1951)**

dtv 00 242 (TB 174 S./DM 2,80)

München 1964

**Aus dem Amerikanischen von Robert
Schnorr**

Genre: Drama

Das Gerichtsgebäude ist nicht so alt wie die Stadt, die irgendwann vor der Jahrhundertwende als ein Chickasaw-Handels-platz anfang und es fast dreißig Jahre lang blieb, bis ihr bewußt wurde, nicht etwa, daß ihr ein fester Ort für ihre Urkunden fehlte, und schon gar nicht, daß sie einen brauchte, sondern: daß nur durch die Schaffung oder jedenfalls Dekretierung eines solchen sie einer Lage Herr werden konnte, die sonst irgendwen Geld kosten würde;

Die Urkunden waren vorhanden; selbst ein so einfacher Vorgang wie die Auspowerung von Indianern erzeugte im Laufe der Zeit etwas wie ein kleines Archiv, zu schweigen von den üblichen

Abfallprodukten des notdürftigen Mit-einanders von Menschen im Kampf mit ihrer Umgebung – jener Zeit und jener Wildnis –, in diesem Falle: ein dürres, vergilbendes, eselsohriges, konfuses, stellenweis analphabetisches Bündel von Landzuteilungen, Patenten, Privilegien, Kontrakten, Steuerlisten und Milizstammrollen, Quittungen über verkaufte Sklaven und Verzeichnissen mit zweifelhaften Währungs- und Wechselkursen, von Pfand- und Hypothekenbriefen und registrierten Belohnungen für entlaufene oder gestohlene Neger und sonstiges lebendes Inventar sowie tagebuchartigen Aufzeichnungen über Geburten, „Heiraten, Todesfälle und öffentliche Hinrichtungen und Versteigerungen, das sich nach und nach im Laufe der drei Jahrzehnte in einer Art eiserner Seeräubertruhe im Hinterzimmer des Kaufladens [gleichzeitig Postamt und Kontor der Chickasaw-Agentur] ansammelte [...]. (S. 7)

Im Bezirk Yoknapatwpha, Mississippi, liegt ein Nest, das sich seit dem Erbau eines höl-

zernen Gerichtsgebäudes eine Stadt nennt und sich Jefferson getauft hat.

Richter: Haben Sie noch etwas zu sagen, bevor das Urteil des Gerichts über Sie gesprochen wird?

[Nancy gibt weder eine Antwort, noch bewegt sie sich; sie scheint überhaupt nicht zuzuhören.]

Sie, Nancy Mannigoe, haben am neunten Tag des Monats September in der Gemeinde Jefferson im Bezirk Yoknapatawpha vorsätzlich und heimtückisch das jüngste Kind des Ehepaares Gowan Stevens ermordet. .. Das Gericht hat für Recht erkannt: Sie sind von hier wieder in das Gefängnis des Bezirks Yoknapatawpha zu überführen und dortselbst am dreizehnten Tage des Monats März am Halse aufzuhängen, bis Sie tot sind. Und möge Gott Ihrer Seele gnädig sein.

Nancy [laut durch die Stille, ganz ruhig, ohne eine Bewegung, vor sich hin-sprechend]: Ja, Herr.

[Eine wortlose Welle der Entrüstung über diese unerhörte Verletzung der Prozeßordnung geht durch die unsicht-

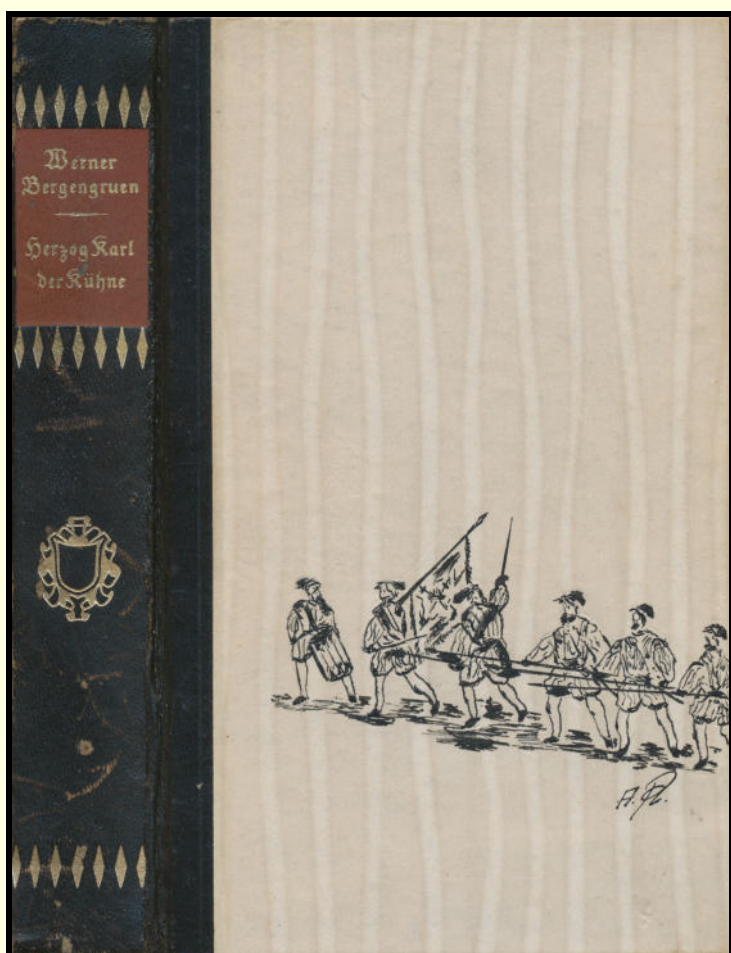
baren Zuschauer im Gerichtssaal, der Beginn einer Empörung, die zum Aufruhr zu werden droht, inmitten deren – oder besser: über der – Nancy steht, ohne sich zu bewegen. Der Richter klopft mit seinem Hammer auf den Tisch, der Gerichtsdiener springt auf, der Vorhang beginnt eilig und ruckweise zu fallen, als ob der Richter, die Beisitzer, der ganze Gerichtssaal wie wahnsinnig daran zerrten, um diese Schändlichkeit zu verdecken; irgendwoher aus der unsichtbaren Menge dringt der Klang einer Frauenstimme – ein Stöhnen, Wimmern, vielleicht ein Schluchzen.] (S. 42)

Im Jahr 1938 steht in Jefferson ein schwarzes Kindermädchen namens Nancy Mannigoe vor Gericht, weil sie ein Kind getötet haben soll. Nancy gibt das zu, verteidigt sich aber nicht.

Temple Drake Stevens, die Mutter des Kindes, weiß, dass Nancy das Kind nur erstickt hat, um die Ehe von Temple und Gowan zu retten, da andernfalls Temple ihren Mann verlassen hätte. Temple versucht

noch, bei dem Gouverneur eine Begnadigung Nancys zu erwirken, aber vergeblich. Doch Nancy geht zuversichtlich in den Tod, weil ihr Leiden ihr das Himmelreich öffnen wird.

Requiem für eine Nonne ist ein seltsamer Roman: Diejenigen Teile, die als Beschreibung gestaltet sind, lesen sich wie eine Groteske über einen Ort voller Menschen, die sowohl Dummköpfe als auch Anhänger verquerer Gesetze sind; und die Teile, die als Drama ausgeführt sind, künden von einer eigenwilligen Sicht von Schuld, Sühne und christlicher Erlösung.



***Bergengruen, Werner: Herzog Karl der Kühne**

Werner Bergengruen [Werner Max Oskar Paul Bergengruen, 1892–1964]

Herzog Karl der Kühne

(Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal, 1930, Neubearbeitung 1943)

Bertelsmann (HC 320 S./DM xx)

Gütersloh 1955

Genre: Historischer Roman

In Nancy, der lothringischen Hauptstadt, in der Rue St. Michel, stand seit kurzem ein dreistöckiges Haus leer, das dem Finanzrat Vautrin Malhoste gehörte. Es hatte einen Zugang von der Straße her und einen zweiten vom Wohnhause des Eigentümers. Dieser zweite verband die Dachböden beider Häuser und war wenig bekannt.

Nicolas stieg in der Finsternis der heißen Nacht die sehr steile Treppe hinan. Obwohl die Fenster durch Läden verschlossen waren, brauchte er die Vorsicht, kein Licht zu machen. Auch hatte Marcelle, die Frau des Finanzrats, ihn

darum gebeten. Auf dem zweiten Treppenabsatz hörte er ihre Stimme:

„Nicolas, du?“

„Marcelle!“

Ein schmaler Lichtstreifen fiel von oben herab. Gedämpfte Schritte sprangen ihm leicht entgegen, dann lagen ihre Arme um seinen Hals.

Sie stiegen zusammen hinauf. Das kleine Zimmer im Dachgeschoß war erleuchtet, das winzige Fenster dicht verhängt.

Das Zimmer war so behaglich eingerichtet, wie es ein Raum, der für gewöhnlich leer steht, nur sein kann. (S. 5)

Nicolas d'Anjou (1448–1473), Herzog von Lothringen, trifft sich in seiner Hauptstadt Nancy heimlich mit einer Geliebten in einem fremdem Haus. Beim Verlassen stolpert er jedoch auf der steilen, finsternen Treppe und bricht sich das Genick. Seine Wachen, die vor dem Haus postiert sind, hören ein Gepolter und eilen herbei.

Vor ihnen lag, blutig, beschmutzt – tot? – ja, tot, ihr Herr, den sie auch heu-

te wieder auf seinem nächtlichen Liebesgange hatten begleiten müssen: Herzog Nicolas von Lothringen aus dem Hause Anjou, Titularherzog von Kalabrien, Thronanwärter von Neapel und Sizilien, gewesener Schwiegersohn Ludwigs XI. von Frankreich, Bräutigam der reichsten Erbin Europas: Maria von Burgund.

In der geschlossenen linken Hand hielt er eine angebissene Birne. (S. 8)

Unvermutet und unvorbereitet wird Graf René von Vaudémont (1451–1508) als René II. Herzog von Lothringen.

Lothringens Lage ist äußerst schwierig: Im Norden liegen das Herzogtum Luxemburg, das Herzogtum Brabant und die Grafschaft Flandern, im Süden die Freigrafschaft Burgund und das Herzogtum Burgund – allesamt unter der Herrschaft von Herzog Karl dem Kühnen (Charles Ier le Téméraire, 1433–1477), dem machtvollsten Fürsten seiner Zeit, der nach einer Königskrone strebt. Für Karl ist Lothringen eine Sperre zwischen seinen Landesteilen, die es unbedingt zu überwinden gilt. Doch westlich

von Lothringen liegt Frankreich unter der Herrschaft des klugen und listenreichen Königs Ludwig XI. (Louis XI, le prudent, le rusé oder l'araignée, 1434–1483), der jede Übereinkunft zwischen Karl und René verhindern will.

Der junge und unerfahrene René ist mit dieser Situation überfordert. Sein bester Ratgeber ist gerade in eigener Sache unterwegs, und so kann er sich nur mit seiner Großmutter Yolande, seiner Mutter Yolande, Drosselchen genannt, seiner Schwester Yolande, seiner Frau Jeanne und seiner Tochter Yolande beraten.

Rene lief herum, glühend und befangen zugleich. – „Herzog! Herzog!“ rief seine Schwester hinter ihm her, holte ihn ein, hängte sich lachend an ihn. „Nimmst du mich mit nach Nancy? Ins Schloß?“

Jeanne lächelte ihn verzückt an, ihn, Helden und Herzog. Die Großmutter bestellte Messen, für die sie dem Pfarrer die Gebühren schuldig blieb – Drosselchen mußte sie nachher bezahlen –, humpelte an zwei Stöcken, von Pfaffen-

hofen untergefaßt, durch die Säle und bekundete neuerwachte Lebenskraft im Auszanken der Dienstboten. (S. 13)

König Ludwig lässt keine Zeit verstreichen und schickt seine zwei gewandtesten Unterhändler zu René, denen es gelingt, mit ihm ein Bündnis gegen Burgund schließen.

Doch bald darauf erscheint eine Abordnung aus Burgund, ebenfalls mit dem Zweck von Verhandlungen. Allerdings sei der Baron von Clessy erkrankt, heißt es, weshalb man René bäte, sich an dessen Bett zu begeben. Clessy ist hochofrenut über die große Ehre, die ihm durch den Besuch des Herzogs zuteil wird.

„Welche Güte, Hoheit, sich zu mir zu bemühen! Nie hätte ich das zu hoffen gewagt.“

Diese Stimme? René tritt überrascht näher und erkennt Campobassos Sohn Angelo. „Sie, Graf Campobasso?“

Campobasso lacht mit seinem herrlichen Raubtiergebiß. „Der Herzog von Burgund hat mir die Baronie Clessy verliehen. Der bisherige Inhaber konspi-

rierte mit Frankreich. Der Herzog ließ ihn vom Kapitel aus dem Orden des Goldenen Vlieses stoßen, leider entkam er über die Grenze.“

Draußen schrillen, rasch hintereinander, drei Pffiffe. Campobasso schleudert die Decke zurück und springt auf, „Ihren Degen, Herzog! Sie sind mein Gefangener.“ Plötzlich ist das Zimmer voll von Menschen. Die Kerzen werden ausgeblasen, René ist von Armen umschlungen, ein Knebel erstickt seinen Schrei, ein Riemen verknotet seine Handgelenke. Er fühlt sich aufgehoben, sie poltern die Treppe hinunter. Die Pferde stehen bereit, aufgesessen die Reiter, Rene mitten unter ihnen, Galopp!

Der Posten am Stadttor wird überritten. (S. 21)

René wird entführt und zu Karl dem Kühnen geschleppt, dort aber in allen Ehren als herzoglicher Gast behandelt. René ist entschlossen, sich von Karl nicht beeinflussen zu lassen, kann aber der machtvollen, strahlenden Persönlichkeit des Burgunders

nicht lange widerstehen: Er bricht den Pakt mit Frankreich und schließt einen neuen mit Burgund, und das völlig freiwillig.

Karl hat mit seiner verstorbenen zweiten Frau, Isabelle de Bourbon (1437–1465) eine Tochter, Maria von Burgund (1457–1482), die einst das ganze Herzogtum erben wird. Maria ist Karls ganzer Schatz, den er reihum allen möglichen Verbündeten zur Verlobung anbietet. Sein eigentliches Ziel ist aber die Verheiratung Marias mit Erzherzog Maximilian von Österreich (1459–1519), dem Sohn des jetzigen Kaisers des Heiligen Römischen Reiches, Friedrich III. (1415–1493). Durch diese Ehe würden Karls Enkel den Kaiserthron besteigen, und ihm selbst würde wenigstens die Königswürde winken. Karl verweigert sogar seiner dritten Frau, Margaret of York (1446–1503), der Schwester des englischen Königs Eduard IV. (1461–1470) den Beischlaf, da die Zeugung eines erbberechtigten Sohnes die großen Pläne zunichte machen würde.

Kaiser Friedrich, der zähe Zauderer, schien für den Heiratsplan gewonnen. In einigen Wochen wollte er mit Karl in

Trier zusammentreffen, zu mündlicher Aussprache und Verhandlung. Einstweilen blieb er noch bei seinem Schwager in Baden, besuchte dann das breisgauische Freiburg, Basel, Straßburg, Metz.

Als Hagenbach gegangen war, fiel es Karl ein, daß er vergessen hatte, ihm für die getane Diplomatenarbeit zu danken. Der Herzog schlief wenig in dieser Nacht; weniger noch als sonst. Die Krone schien nahe. (S. 23)

Allerdings versteht es Friedrich geschickt, die Verlobung immer wieder unter den verschiedensten Vorwänden hinauszuzögern, wohl in der Hoffnung, die Heirat auch ohne große Gegenleistungen zu erreichen.

Karl träumt von ungeheuren Unternehmungen, deren vergleichsweise bescheidener Anfang darin besteht, dass er mit Hilfe englischer Truppen Ludwig stürzen und Frankreich in Kleinstaaten zerschlagen will.

Allein, zugleich erinnern sie ihn an die bevorstehende Erhöhung, den brünstigen Traum, aus seinen fünf Herzogtümern und acht Grafschaften das

alte burgundische Königreich aufzurichten, dessen Ruhm ein Jahrtausend überdauert hat und von ihm, an Strahlungskraft ver Hundertfacht, über weitere Jahrtausende wie ein Fehdehandschuh dem Jüngsten Tage entgegenge worfen werden soll. Mit rauschenden Schwingen stürzen sie wieder auf ihn ein, die großen Königsvögel seiner Träume, die ihn nachts aus dem Schlafe fahren, aufspringen und nach seinen Mitarbeitern rufen lassen: Lothringen sein eigen, das ganze Elsaß sein eigen, über die Alpen wie Hannibal, sein Abgott! Zerrissen auch die Form seines Lebensverhältnisses zu Frankreich, wie er längst dessen Wesen zerriß, Frankreich zerschlagen in Kleinstaaten, die von ihm abhängen, in Paris sein englischer Schwager, König dem Namen nach, meinetwegen, in der Tat ein Lehensmann Burgunds, Ludwig mit geschorenem Kopf ins Kloster gesperrt, *ein* Reich von der Nordsee zum Mittelmeer, er selber Vikar des Kaisers links des Rheines, römischer König, endlich Träger der Kaiserkrone, die er Enkeln ver-

erbt, Kindern seiner Tochter und des Kaisersohnes! Er, er, er ist es, der das Heilige Grab befreit, die Türken aus Europa jagt, Gott hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Lämmer weiden bei Löwen, Schwerter werden zu Pflugscharen umgeschmiedet, jeder wohnt sicher bei Weinstock und Feigenbaum, Friedenskaiser der Welt, Abbild Gottes auf Erden, von Jesajas verheißen, von Virgil und Dante verkündet! (S. 33f)

Aber so groß die Pläne auch sind, es tun sich immer unerwartete Hindernisse auf. Karl muss einen Krieg nach dem anderen führen, und die Zahl seiner Feinde wächst.

Die Stimmung der Menschen wendet sich zum Schlechteren.

Die heimliche Unruhe der Menschen, von zwei Kometenjahren genährt, pochte von innen gegen die Haut wie verdorbene Körpersäfte, die den Ausweg im Geschwür suchen. Die Hitze hatte das Korn teuer gemacht, um so billiger den Kometenwein, welcher des Men-

schen Leidenschaften zur Gewalt entzäumt. Reiche, aufsässige Städte besannen sich auf entrissene Gerechtsame. Bauern raunten von alten Freiheitsbriefen, die der Herrenstand unterschlagen habe. Die neue Art des Vervielfachens von Büchern speiste die Begierden mit verworrenen Ahnungen. Predigermönche stachelten zur Buße. Allerorten liefen Prophezeiungen um, Gerüchte von Heuschrecken, Mondfinsternis, Blutregen. Die armen Seelen im Fegfeuer waren unruhig. Gegen des Reiches Südgrenze schnellte das Morgenland seine Menschenfluten. Portugiesische Karavellen suchten nach Ophir und Indien. Überall brannten Hexen. Männer, die mit ihren Kindern spielten, ließen die Kleinen plötzlich vom Schoß gleiten und rannten zu Nachbarn, in Zunftstuben und Gasthäuser. Hier und da gingen Heilige, noch unerkannt, durch die Menge. (S. 60f)

Am Ende fällt Karl der Kühne in einer aussichtslosen Schlacht um Nancy. René ist nun unangefochtener Herzog von Lothrin-

gen. Karls Tochter Maria heiratet Maximilian, den letzten Ritter, und steigt zur Kaiserin auf. Das Haus Habsburg wird durch den Besitz Burgunds zur Weltmacht. Karls Urkel Kaiser Karl V. (1500–1558) sagt von seinem Reich, dass in ihm die Sonne nicht untergeht. In gewissem Sinn haben sich Karls Pläne nach seinem Tod doch noch erfüllt, ja, man kann sagen, dass sein Ende das Gelingen erst möglich gemacht hat.

Herzog Karl der Kühne weist eine unglaublich dramatische und abwechslungsreiche Handlung mit einer Vielzahl von Personen auf. Der Roman besticht nicht nur durch eine ausgefeilte, wundervolle Sprache, sondern auch durch die lebendigen Charakterisierungen aller Figuren, auch wenn sie nur in Nebenrollen auftreten.

Den Glanzpunkt bildet die Beschreibung von Karl dem Kühnen, der über eine ungewöhnliche Ausstrahlung und eine große Vision verfügt. Durch seine Fähigkeit, andere Menschen zu beeinflussen, gelangen ihm Taten, die Anderen unmöglich gewesen wären. Sein größter Fehler ist allerdings seine Selbstüberschätzung: Er kann nicht begreifen, dass Andere aus Erfahrung lernen, sich

seinem teils unheilvollem Einfluss zu entziehen, und dass der große Ruf, den er sich erworben hat, ihm nicht nur Freunde schafft, sondern auch seine Gegner eint. Schließlich und endlich unterliegt er seinem Größenwahn, der es ihm unmöglich macht, die Macht seiner Feinde realistisch einzuschätzen.

MIKE NICOL

»Der Star des südafrikanischen Thrillers.«
Deon Meyer

KORRUPT

THRILLER

btb

»Einer der
besten
Kriminalromane
aller Zeiten.«
The Times

»Weltklasse«
Elle



Mike Nicol [1951–]

Korrupt

(*Agents of the State*, 2014)

btb 71 592 (TB 510 S./€ 10,00)

München 2018, 2. Auflage

**Aus dem südafrikanischen Englisch von
Mechthild Barth**

Genre: Thriller

An der Ampel bei der Queen Victoria Street hielt ein weißer Honda Civic. Zwei Männer stiegen auf der linken Seite aus. Junge Männer in T-Shirts, Surfshorts, Turnschuhen. Einer ging um die Kühlerhaube herum, der andere lief hinten um den Wagen. Dann eilten beide mit großen Schritten über die Straße. Ein geschmeidiger Sprung auf den Bürgersteig, vier, fünf Schritte das Trottoir entlang. Die Männer fassten hinter sich, unter ihre T-Shirts und zogen Revolver hervor. Legten an. Schossen.

Kaiser Vula zählte drei Schüsse, eine Pause und dann weitere zwei. Sah, wie der Oberst zu Boden ging, die Tochter ebenfalls. Sah, wie die Mutter und die Jungen von den Sicherheitsleuten nie-

dergerissen wurden. Sah, wie einer der Attentäter mitten im Gesicht getroffen wurde und zusammenbrach. Der andere rannte zum Civic zurück.

Kaiser Vula lenkte sein Auto in die Burg Street und fuhr langsam um den Greenmarket Square. Er war drei Blocks weit gelangt, als er die Sirenen hörte. Die Polizisten waren diesmal offenbar schnell vor Ort. Fast zu schnell.

Nun ja. In Kürze würde er erfahren, wie es genau gelaufen war. (S. 25f)

Welche Bedeutung diese dramatische Schießerei für die weitere Entwicklung hat, erfahren wir erst sehr viel später. Vorerst wendet sich die Handlung zur State Security Agency von Südafrika: Deren hochrangiger Mitarbeiter Henry Davidson erteilt einen Auftrag an die freiberufliche Agentin Vicki Kahn.

„Diese Person ist eine Frau“, entgegnete Henry Davidson. „Linda Nchaba, um ihr einen Namen zu geben. Ein Model. Ein paar Hintergrunddetails, Handynummer und E-Mail-Adresse sind bei unseren Ak-

ten. Viel ist es nicht. Sie trat vor ein paar Stunden telefonisch mit uns in Kontakt wegen einer Bande Menschenhändler. Vor allem Kinder. Vielleicht hat sie selbst damit zu tun, vielleicht nicht. Die Hawks in der Voliere glauben es jedenfalls, was auch immer das bedeuten mag. Jedenfalls scheint sie jetzt ihr Gewissen zu entdecken, und das kann für uns nur von Vorteil sein – nicht wahr?“ Er erwartete offenbar keine Antwort, schob sich aber ein Stück Pastete genießerisch in den Mund. (S. 35)

Vicki soll das Model Linda Nchaba überreden, sie nach Südafrika zu begleiten. Linda ist nämlich im Besitz eines Datenträgers, der unwahrscheinlich wichtige Informationen enthält. Vickis Auftrag erweist sich jedoch als schwierig, denn gegnerische Dienste haben Linda Großmutter entführt und drohen, sie zu foltern und zu ermorden, sollte Linda auf Vickis Angebote eingehen.

Korrupt zeichnen sich durch einen knappen, prägnanten und eindringlichen Stil aus. Allerdings überreizt Mike Nicol seine

Fähigkeiten, indem er den Roman mit einer viel zu großen Menge an Füllmaterial zerdehnt.

Tennessee Williams

Mrs. Stone
und ihr römischer Frühling

Edition Neue Texte

Aufbau



Tennessee Williams [Thomas Lanier Williams III, 1911–1983]

***Mrs. Stone und ihr römischer Frühling*
(*The Roman Spring of Mrs. Stone*, 1950)**

Aufbau (HC 132 S./M 5,40)

**Aus dem Amerikanischen von Kurt
Heinrich Hansen**

Genre: Drama

An die Stelle der Schönheit, die Mrs. Stone früher einmal besessen hatte, war eine gewisse Größe getreten. Die Erkenntnis, daß sie nicht mehr schön sei, war erst kürzlich über sie gekommen, und noch war sie imstande, diese Tatsache hin und wieder zu vergessen. Dies zu vergessen war in der durch Seide gefilterten Dämmerung ihres Schlafzimmers, wo die Spiegel ihr Bild weich und geschickt in den Blick brachten, wirklich zuweilen möglich. Auch in der Gesellschaft von Italienern war es von Zeit zu Zeit möglich; denn das waren Leute, die sie nie anders gekannt hatten und die sich überdies auf eine freundliche und barmherzige Weise zu verstellen wußten. (S. 10f)

Mrs. Karen Stone ist eine reiche amerikanische Witwe, fünfzig Jahre alt. Früher war sie eine wegen ihrer Schönheit bewunderte Schauspielerin, aber mittlerweile hat sie den Stand einer Matrone erreicht, die sich allerdings wünscht, immer noch attraktiv für junge Männer zu sein. Gegenwärtig lebt sie in Rom, wo Liebhaber gegen Geld leicht zu haben sind.

Eine alte Kupplerin, die sich Contessa nennt, hat Mrs. Stone schon eine Reihe von jungen Männern zugeführt, aber der große Coup, der Witwe nämlich eine hohe Summe Geldes abzubetteln, ist ihr noch nicht gelungen. Doch mit Conte Paolo, einem eleganten jungen Mann, der Männlein wie Weiblein amouröse Dienste verspricht, diese aber selten einzuhalten pflegt, hofft die Contessa endlich Erfolg zu haben. Doch Mrs. Stone hat nicht nur Geld, sondern auch Stolz, und lässt sich nicht so leicht verführen, wie die Contessa hofft. Aber auch Paolo ist sich zu schade, von sich aus Mrs. Stone das Angebot zu machen, mit ihr ins Bett zu gehen, so dass die Beziehung zwischen den Beiden zwangsläufig platonisch bleibt.

Hier erzählt Paolo gerade seinem Freund, dem Friseur Renato, während einer Sitzung die Geschichte seiner Eroberungen.

Die lässige, traumähnlich luxuriöse Verbindung zwischen den beiden jungen Männern dauerte nun schon fast ein Jahr, und in dieser Zeit hatte Paolo in Fortsetzungen die Geschichte der drei „Schutzherrinnen“ erzählt, die er nacheinander gehabt hatte; da war als erste im vorigen Sommer die Signora Coogan gewesen und fast gleichzeitig mit ihr der sagenhaft reiche jüdische Baron Waldheim, von dem man allgemein wie von einer Frau sprach und den man Baronessa nannte; es folgte die kurze, aber glanzvolle Verbindung mit Mrs. Jamison Walker, einer eleganten amerikanischen Lady (deren Mann ihm in Tanger ein Auge blau geschlagen hatte, was aber erst geschah, als die Dame ihm bereits ein Paar Manschettenknöpfe aus Rubinen geschenkt hatte, deren Verkauf ihm zweitausendfünfhundert Dollar einbrachte); und jetzt war es seit einigen Monaten Mrs. Stone, von der er

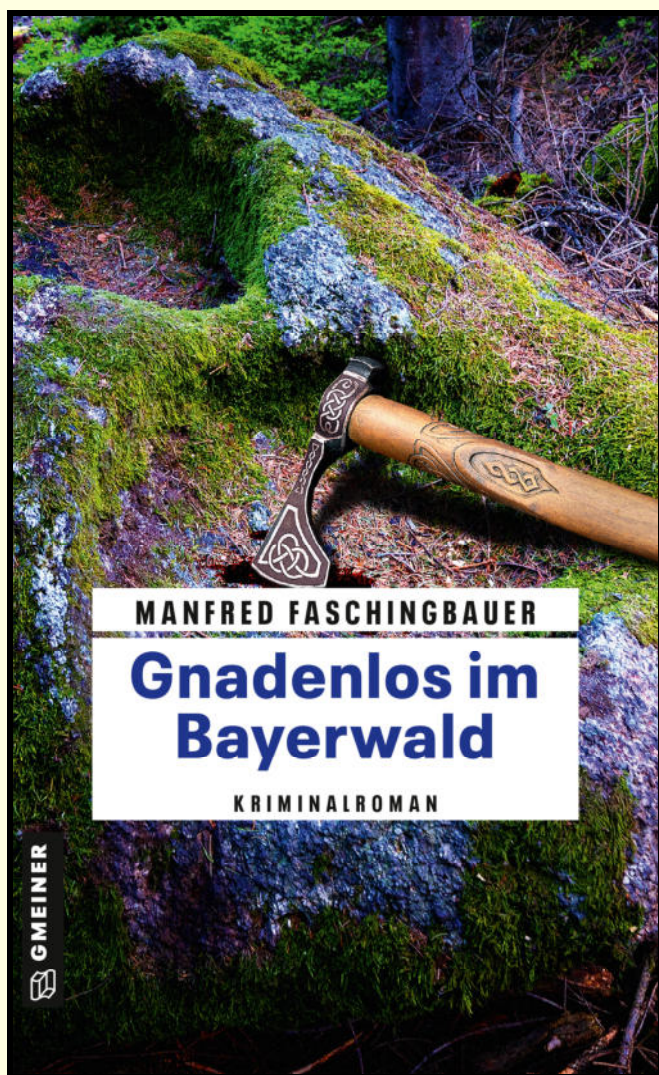
sich sehr viel mehr erhoffte, als er von den drei anderen zusammen erhalten hatte, denn sie war die reichste von ihnen, und sie schien nicht nur in geschlechtlicher Beziehung, sondern irgendwie tiefer an ihm interessiert. (S. 28)

Am Ende bricht Mrs. Stone mit Paolo, ohne dass dieser zu seinem Ziel, nämlich Geld, gekommen wäre. Immerhin hat sich er sich in Begleitung der Witwe die ganze Zeit satt essen können, während die Contessa hungern musste.

Am Ende wirft Mrs. Stone einem zerlumpt gekleideten, aber wunderschönen jungen Mann den Schlüssel vom Balkon hinab, was dieser sofort richtig deutet. Beide kennen jetzt keine Scham mehr, wenn es um das geht, was sie am dringendsten benötigen, die Eine Sex und der Andere Essen.

In *Mrs. Stone und ihr römischer Frühling* versucht sich der berühmte Dramatiker Tennessee Williams an einem Roman. Er bemüht sich sehr um Seriosität, aber seine dialogarme Erzählung wirkt wenig lebendig und trotz der geringen Länge etwas ermü-

dend. Es mag sein, dass der Autor aus eigenen Erfahrungen geschöpft hat, denn er hatte wie Mrs. Stone in mittleren Jahren ein Faible für hübsche junge Männer und soll Ende der vierziger Jahre in Rom wenigstens einen Solchen ausgehalten haben.



Manfred Faschingbauer

***Kommissar Moritz Buchmann 4: Gnadenlos
im Bayerwald***

Gmeiner (PB 380 S./€ 16,00)

Meßkirch 2023

Genre: Thriller

Der Lichtstrahl der Erinnerung hatte es Papa gestattet, ihnen auch von allem anderen zu erzählen. Vom Schloss in Tschechien, in dem die Mädchen gefangen gehalten worden waren. Von den verborgenen Plätzen drüben in Bayern, an denen die Druiden ihre Rituale gefeiert hatten. Bevor er wieder im Dunkel des Vergessens versunken war, hatte er sie zu den Orten geführt. Papa war dort gewesen. Papa war einer von ihnen gewesen. Bis zu jenem Tag, als er das Mädchen mit dem weißen Kleid gesehen hatte.

Auch Ondrej war dort gewesen. An den Orten, die noch den Schrecken der Vergangenheit atmeten. Bei den keltischen Opferstätten. Verborgен in den Wäldern und auf den Höhen des Bayerischen Waldes. Nach Jahrhunderten von

den Druiden des Ordens wiedererweckt
zu ihrem einstigen Zweck. (S. 26)

In Tschechien gibt es eine kriminelle Organisation namens „Kleine Brüder“, die sich ihr Geld mit Menschenhandel und Drogenverkauf verdient. Der Polizist Ondrej und seine Kollegin Nikola Hajek wollen der Bande das Handwerk legen, was sich aber als schwierig erweist, weil diese Kriminellen höhere Protektion genießen. Daher schiebt Ondrej den Kleinen Brüdern den Mord an einer Tochter eines hohen Politikers unter, was zu einer Verhaftungswelle und dem stillen Verschwinden der Kleinen Brüder führt.

Doch es gibt die noch weitaus gefährlichere Bande namens „Der Orden der Druiden“. Auch dafür hat Ondrej, der an Lungenkrebs leidet und dem die Zeit davonläuft, ein Heilmittel: Er brennt einer anonymen weiblichen Leiche ein druidisches Keltenkreuz ein und schafft sie nach Deggendorf in Deutschland. Dieser Fund bringt den Deggendorfer Kommissar Moritz Buchmann und seine Kollegin Melanie Güßbacher ordentlich auf Trab.

„Magdalena wurde gebrandmarkt, bevor sie jämmerlich erstickt ist. Jemand hat ihr ein glühendes Eisen in das Fleisch gebrannt. Das ist genug. Mehr muss ich nicht wissen.“ (S. 52)

Weil die Tote in der Nähe der Magdalenenkapelle gefunden wurde, wird eine Soko „Magdalena“ gegründet.

Gnadenlos im Bayerwald ist ein sehr ansprechend erzählter, dramatischer Kriminalroman. Manfred Faschinger schreibt seine Geschichte aus zahlreichen verschiedenen Blickwinkeln, wobei der Zusammenhang zwischen den einzelnen Kapiteln dem Leser nicht von Anfang an klar wird, so dass dieser aufmerksam lesen und mitdenken muss.



Luis Vandienen [1967–]

Die Jungfrauen von Landshut

Gmeiner (PB 412 S./€ 16,00)

Meßkirch 2023

Genre: Historischer Roman

„Vor vier Tagen ist es geschehen, dass fünf geweihte Jungfrauen aus unserem gottgefälligen Kloster Seligenthal vor den Pforten von Landshut verschwunden sind. Es scheint, dass sie geraubt wurden.“ Martin Mair hielt kurz inne. „Das Kloster liegt dem erlauchten Herzog Ludwig sehr am Herzen. Es wurde errichtet anlässlich der Ermordung Ludwigs des Kelheimers, um Gottes Schutz für das Haus Witteisbach zu erlangen. Dort liegen die Gebeine von 40 illustren Vorfahren und Verwandten unseres erlauchten Herzogs Ludwig. Eines Tages, der jedoch fern sein möge, werden wohl auch seine Knochen dort ruhen. Töchter des Hochadels und seines eigenen Geschlechts sowie aus den führenden Adelsund Bürgergeschlechtern unseres Herzogtums widmen sich dort dem Heil seines Hauses durch ihr

tägliches Gebet und ihre gottgefällige Jungfräulichkeit. Das heilige Kloster Seligenthal ist ein gelebtes Zeichen der Kontinuität und Legitimität der Reichen Herzöge von Landshut und des ewigen Bündnisses von Land und Volk mit dem Geschlecht Wittelsbach. Es untersteht deshalb seinem besonderen Schutz. Seine Erlaucht erduldet nicht, dass das Ansehen des Klosters durch diese Schandtat Schaden erleidet.“ (S. 28)

Es ist das Jahr 1474. Der Rat Martin Mair, Berater Herzog Ludwigs des Reichen, berichtet von einem ungeheuerlichen Vorfall im Zisterzienserinnen-Kloster Seligenthal bei Landshut: Vor vier Tagen wurden dort fünf Nonnen entführt. Der Freisinger Fürstbischof Sixtus von Tannberg beauftragt den Domherrn und Chorrichter Johannes Heller, den Fall aufzuklären. Zwar gehört Seligenthal zum Bistum Regensburg, unterliegt aber der Gerichtsbarkeit des Herzogs von Bayern-Landshut, so dass sich Bischof Sixtus und Herzog Ludwig einig sind, wie der Fall zu untersuchen sei. Als Begleiter bekommt der von einem starken Ge-

rechtiſtigkeitsgefühl beſeelte Heller den unſympathiſchen und parteiiſchen Dominikanerpater Schwarz zugeteilt, ſowie als Beſitzer den ihm weitaus genehmeren Licenciatuſ Marcus Hörnle. Dieſe Drei ſollen allerdings nur innerhalb deſ Kloſterſ ermitteln; die Unterſuchungen außerhalb der Mauern wird dem Landſchreiber Karl Kärgl zugeteilt.

Die erſte wichtige Frage, die ſich ſtellt, iſt die, ob eſ ſich wirklich um eine Entführung handelt oder, noch ſchlimmer, um eine Flucht. Daſ zweite Problem, mit dem Heller konfrontiert wird, beſteht darin, daſ ſowohl Biſchof alſ auch Herzog bei dieſer Unterſuchung Hintergedanken haben könnten, und zwar nicht notwendiſerweise übereinſtimmende. Will man dem Kloſter am Zeug flicken? Will man die Äbtiffin Barbara beſchämen und auſ dem Amt jagen? Außerdem ſteht in Landſhut eine große Hochzeit bevor, zu deren Finanzierung der Herzog ſogar die Kirche herangezogen hat, waſ dieſe ohne Zweifel nicht gutheiſt.

Die Jungfrauen von Landſhut iſt ein faſzinierender hiſtoriſcher Roman, der neben

der kriminellen Tat auch die berühmte Landshuter Hochzeit zum Thema hat. Luis Vandienen weiß hervorragend zu erzählen; allerdings lässt er seine Figuren etwas zu frei von der Leber weg reden: Was beispielsweise der Domherr dem Bischof zu sagen hat, würde man sogar heute in diplomatischere Worte kleiden, und im fünfzehnten Jahrhundert erst recht.

Wer sich wundert, dass der Bischof von Freising, das doch im Herzogtum Bayern liegt, sich Fürstbischof nennen darf, dem sei gesagt, dass Sixtus von Tannberg neben seinem geistlichen Amt auch reichsunmittelbarer Landesherr von Kärnten war.

Dass jedoch der Bischof von Passau ebenfalls Geldzuwendungen an den Herzog von Bayern-Landshut für die große Hochzeit leisten musste, wie Vandienen schreibt, ist sicherlich falsch, denn das Hochstift Passau war bis zur Säkularisation im Jahr 1803 ein eigenständiges Fürstentum und kein Teil von Bayern.

VIKTOR ARNAR INGÓLFSSON

BEVOR DER MORGEN GRAUT

»Nicht nur Spannung sondern auch ein tiefer Einblick
in die Psyche der Isländer.« NDR

ISLAND-KRIMI

***Ingólfsson, Viktor A.: Bevor der
Morgen graut**

Viktor Arnar Ingólfsson [1955–]

Bevor der Morgen graut

(*Afturelding*, 2005)

Editionnova (TB 336 S./€ xx)

Köln 2006

Aus dem Isländischen von Coletta

Bürling

Genre: Krimi

Der Mann sprang auf die Beine, rannte so schnell er konnte mit angelegtem Gewehr auf den Entwässerungsgraben zu und feuerte im Laufen einmal ab. Er war nur noch ein paar Schritte vom Ziel entfernt, als ein ohrenbetäubender Knall ertönte und er einen Schlag am linken Oberschenkel knapp oberhalb des Knies verspürte. Beim nächsten Schritt fühlte es sich so an, als sei er in ein tiefes Loch getreten. Er fiel vornüber auf den Bauch und verlor das Gewehr. Unter großen Mühen konnte er sein Gesicht aus dem Gras heben und sich umblicken. Hinter ihm lag ein halbes Bein.

Ungläubig tastete er mit der Hand am linken Oberschenkel entlang und spürte, dass er in einer Wunde endete; eine offene Schlagader pumpte ihm warmes Blut in die Hand. Dann nahm er noch wahr, dass jemand neben ihm stand, sich über ihn beugte und das Gewehr anlegte, das ihm aus der Hand gefallen war. Er machte noch einen schwachen Versuch, hochzublicken.

„Wer bist du?“, fragte er. „Wa... warum?“

Die Antwort hörte er nicht, und auch nicht den Schuss, der ihn direkt in den Kopf traf. (S. 20)

Ólafur Jónsson ist in Dalir ganz ahnungslos mit seiner Schrotflinte auf Gänsejagd, als er von einem anderen Mann mit derselben Waffe angegriffen wird. Es entspannt sich ein Schussduell, das Ólafur eindeutig infolge eines Kopftreffers verliert; auch sein treuer Jagdhund Kolor muss das Leben lassen.

Die Kommissare Birkir Li Hindriksson und Gunnar Mariúson bekommen den Fall zugeteilt. Sie stellen fest, dass die Tat nahe

dem Bauernhof Litla-Fell in Dalir verübt wurde. Den Hof bewirtschaftet immer noch sein ehemaliger Besitzer Guðjón, der für den alkoholkranken Ehemann seiner Tochter Kolbrún mit seinem ganzen Vermögen gebürgt hatte und seinen Besitz verlor, als der Ehemann Konkurs machte, verschwand und Kolbrún mit einem kleinen Sohn zurückließ. Ersteigert hatte den Hof ausgerechnet das Opfer, der Rechtsanwalt Ólafur, so dass Guðjón, der noch als Pächter auf dem Hof lebt, aber schon lange nichts mehr bezahlt hat, als Erster verdächtigt wird.

Aber dann wird an einer anderen Stelle ein zweiter Graugänsejäger erschossen aufgefunden, wieder erlegt mit einer Schrotflinte, was die ganzen bisherigen Überlegungen zunichte macht. Offenbar hat man es mit einem Serientäter zu tun, der es ganz speziell auf Gänsejäger abgesehen hat. Die Kommissare einigen sich darauf, dem Täter den Spitznamen „Ganter“ zu geben, haben aber darüber hinaus nicht die geringste Ahnung, wie sie ihn ausfindig machen könnten – es sei denn, der Eine würde sich als Gänsejäger tarnen und vom Anderen ungesehen gedeckt werden. Be-

kannt ist immerhin, dass beide Opfer vor der Jagd an der selben Tankstelle gehalten haben: Das braucht man ja nur nachzumachen. Was die beiden Helden allerdings nicht bedenken, ist die Tatsache, dass sie den Täter bereits verhört haben könnten und dieser sie erkennt.

Bevor der Morgen graut ist ein außerordentlich spannender und sehr realistisch erzählter Krimi; nur die Aufklärung des Falls wirkt ein wenig konstruiert.

Während der Untersuchung trifft Gunnar den Schriftsteller Emil Edilon, der seit sechs Jahren an einem Kriminalroman schreibt.

„Wie kommst du mit deinem Roman voran?“

Jetzt schaute Emil ihn endlich an. „Da steckt man in der Krise, Genosse, in einer verdammt Krise. Man schreibt eine Seite und zerreißt zwei. Was mir fehlt, ist ein interessanter Bulle.“

Bei diesen Worten hatte Emil eine lange Pfeife hervorgezogen und gestopft.

„Du kannst über mich schreiben“, schlug Gunnar vor.

„Über dich?“

„Ja, mich und Birkir. Du kennst ihn. Wir sind gut zusammen.“

„Über dich und diesen schlitzäugigen Zierbengel?“

„Ja.“

„Hoffnungslos, euch interessant zu machen.“

Emil zündete die Pfeife an, und der grauenvollste Pfeifenqualm, den Gunnar kannte, breitete sich aus. Emil war stadtbekannt wegen seiner Tabaksorte und dem damit verbundenen Gestank. Es gab zahlreiche Theorien darüber, was für Beimischungen diesen teuflischen Geruch verursachten, und was immer es war, gesund konnte es nicht sein.

Gunnar hustete. „Müssen Bullen ungewöhnlich sein?“ „Ja, interessante Gestalten bringen die Geschichte weiter. Ihr beiden Typen habt nicht mehr Persönlichkeit, als ein Goldfisch. Du lebst immer noch bei deiner Mutter, und der schlitzäugige Zierbengel bügelt seine

Hosen als sexuelle Ersatzhandlung. Bei euch fehlt alles, was Schmerz heißt.“

Emil schaute wieder auf die Uhr. „Fünfzehn Minuten.“

„Ich habe schon mal Zahnschmerzen gehabt.“

„Zahnschmerzen! Herrgottnochmal. Glaubst du, dass dir das eine Dimension verleiht?“

Gunnar gab ihm keine Antwort darauf, sondern stellte eine Gegenfrage: „Aber weshalb müssen denn die Bullen in einem Krimi so interessant sein? Interessanter als Zahnärzte zum Beispiel?“

Emil schaute wieder hoch. „Hast du jemals einen spannenden Roman über eine Wurzelfüllung gelesen?“

Gunnar gab nicht auf. „Die anderen Personen in der Geschichte können die treibende Kraft sein. Das Opfer beispielsweise, oder der Mörder. Die müssen nämlich eine Persönlichkeit haben, damit die Geschichte Tiefe bekommt. Die Kripo ist doch bloß ein Instrument, um Informationen ans Licht zu holen.“

„Die Kripobeamten in meinem Roman müssen Initiative zeigen und auch so was wie Intelligenz“, entgegnete Emil kopfschüttelnd. „Sie müssen schlauer als der Verbrecher sein und ihn in eine Falle locken können. Die müssen schon ein bisschen was im Kopf haben.“

Gunnar ließ sich das eine Weile durch den Kopf gehen. „Da sagst du was“, erklärte er schließlich, trank sein Glas aus, stand auf und ging nach Hause. (S. 124f)

Wer weiß, ob Ingólfsson nicht selbst von einem Verleger, Agenten oder Kollegen einen ähnlichen Rat bekommen hat, nämlich aus seinen Kommissaren hochinteressante, problembehaftete Charaktere zu machen. In gewissem Umfang hat Ingólfsson den Vorschlag befolgt, denn Birkir Li ist vietnamesischer Abstammung, fällt wegen seines Aussehens überall auf, lebt allein und ist ein Ordnungsfanatiker; und der stark übergewichtige Gunnar hat eine deutsche, alkoholranke Mutter, bei der er immer noch wohnt, wobei er selbst auch zu viel trinkt und vor allem zu viel isst.

Tatsächlich aber spielen die Eigenheiten der Kommissare keine große Rolle, denn der Autor stellt die Ermittlungen und die Verdächtigen ganz in den Vordergrund. Und gerade seine nüchterne, sachliche Erzählweise lässt seinen Roman so ganz besonders glaubwürdig und überzeugend wirken.



Iny Lorentz

Wanderhure 0: Die junge Wanderhure

Knaur (HC 508 S./€ 22,00)

München 2023

Genre: Historischer Roman

„Wie soll ich anfangen?“, fragte sie danach mehr sich selbst als die anderen. „Ach ja, in Konstanz! Mein Großvater war als entflohener Leibeigener in die Stadt gekommen und hatte es dort durch harte Arbeit und Geschick zu einem ansehnlichen Vermögen gebracht. Er war Leinweber und wurde dann Tuchhändler, wie auch mein Vater nach ihm einer war. Mein Vater handelte noch erfolgreicher mit Tuchen als mein Großvater und wurde dadurch so vermögend, dass er selbst hinter den reichen Patriziern nicht zurückstehen musste. Diese hatten ihm jedoch eines voraus: Sie entstammten angesehenen Geschlechtern, die seit Generationen die Geschicke von Konstanz lenkten. Auf den Sohn eines ehemaligen Leibeigenen sahen sie hochmütig herab.

Ihre Verachtung kränkte meinen Vater und machte ihn verwundbar für diejenigen, die dies auszunutzen vermochten. Dazu aber kommen wir erst später. Zuerst will ich von den schönen Tagen berichten.“ Marie legte eine Pause ein, um zu trinken, und schien bereits so in Gedanken versunken, dass Alika bereits den Arm hob, um sie anzustupsen. (S. 28f)

Die ehemalige Wanderhure Marie Adler auf Kibitzstein ist alt geworden, nicht mehr ganz bei Verstand und wird von schrecklichen Alpträumen geplagt.

Doch in einem lichten Moment rafft sie sich auf und erzählt ihrer Schwiegertochter Margarete von ihrer Jugend im Konstanz des Jahres 1410. Sie wurde als Marie Schärer in ein reiches Augsburger Handelshaus geboren, erlitt aber durch die Heimtücke grausamer Menschen ein furchtbares Schicksal und musste sich schließlich als Wanderhure durchschlagen.

Die junge Wanderhure berichtet von Marias Vorgeschichte und ergänzt damit die bisher achtbändige, überaus erfolgreiche

Serie historischer Romane. Auch dieser Roman ist ebenso flüssig und unterhaltsam erzählt wie seine Vorgänger.



Wolfgang Hohlbein

Professor Zamorra 1250: Der Zeitenfluch

Gesprochen von Matthias Lühn

Lübbe Audio (73 Minuten/€ 8,39)

Köln 2023

Genre: Horror

In *Der Zeitenfluch* streitet Professor Zamorra nicht gegen einen einzelnen Dämon oder Teufel, nein, eine ganze Flut von Widersachern bricht über die Welt herein und droht sie zu vernichten. Nur der kampferprobte Professor steht noch zwischen der Menschheit und dem Untergang. Zu allem Überfluss wird auch noch Zamorras Gefährtin Nicole von einer dämonischen Rockerband verfolgt.

Die Audio-CD bietet dreiundsiebzig Minuten Horror und Grusel von Hohlbein'scher Qualität.



Josef Friedrich Ofner

Der mehrfache Heldentod

Neuausgabe der erstmals 1921 erschienenen
Zeitreiseerzählung



Josef Friedrich Ofner [1877–1938]

***Der mehrfache Heldentod* (1921)**

DvR (PB 126 S./€ 12,50)

Lüneburg 2023

Herausgegeben und mit einem

Kommentar versehen von Lars Dangel

Genre: Phantastik

„Was die Menschen zuvörderst lernen müssen, ist das freudige Warten. Denn das Leben ist ein Vielredner, Alleserzähler und Prophet. Und durch nichts kann man sich so allseitig beliebt machen, als durch liebevolles, aufmerksames Zuhören. Wir müssen also auch diesen Redner damit bestechen, dann teilt er uns Glück zu. Bald gewahren wir, es ist dieses verständnisfreudige Zusehen und Hören überhaupt das Glück selbst. Alles Unbill und alle Schmerzen sind nur kleine Unterbrechungen der frohen Hoffnung, ja schließlich erkennt man, dass, was man sonst gefürchtet, eigentlich besser erhofft werden sollte. Ganz besonders auch der Tod. Gewiss ist der Tod ein Glück, ist das höchste Glück. Wie könnte das anders sein! Was man

ein langes Leben hindurch erwartet,
muss das Höchste sein. Töricht war es
nur, sich nicht darauf zu freuen, nicht
froh darauf zu hoffen und zu warten.“
(S. 7)

Solchermaßen belehrt der honorire pensionierte Ministerialbeamte den jungen Wiener Ludwig Standbeck über den Tod, der seiner Meinung nach die Erfüllung des Lebens und somit das höchste Glück darstelle, so dass man ihn nicht fürchten müsse, sondern sich auf ihn freuen solle. Für Standbeck ist das kein Trost, denn er ist unglücklich in die hübsche Agnes Seidel verliebt.

Bei aller Bescheidenheit müssen wir nach ernster Prüfung sagen: Der blonde nordisch-germanische Mensch ist die wertvollste Form, die ‚Hochrasse‘.

Seine Maße sind harmonisch. Seine Wirbelsäule hat die beste, zweimal geschweifte Lage, um des aufrechten Ganges willen, er hat kräftige Waden aus ähnlicher Ursache, seine Knochen sind hart, der Fuß hat keine Plattfußanlage, die Schädeldecke ist fest, das Kinn ent-

wickelt, die Nase schön, die Augen sind durch die Stirnknochen gut geschützt und doch ist die Pupille nicht verdeckt, er hat also große, freie Augen in kleinen Höhlen, die Zähne sind klein, weiß und fest, die Stimme ist hell, weil die Kehlkopfbänder zäh und fest sind und die Finger sind zart mit festen harten Nägeln. (S. 16)

Diese Beschreibung eines musterhaft-nordisch-germanischen Menschen gilt Harald Bittrich, Standbecks Nebenbuhler. Die Beiden lernen sich kennen und finden sich überraschenderweise nicht unsympathisch, ja, sie tauschen sogar einen Kuss aus.

Bittrich erzählt Standbeck, dass er Erscheinungen eines ehrfurchtgebietenden alten Mannes mit weißem Bart und breitkrempigem Hut hat, den er den „Wanderer“ nennt und für Wotan selbst hält, obwohl dieser über beide Augen verfügt.

Der Wanderer überreicht Bittrich eine wundersame Phiole und begleitet dies mit folgenden Worten.

‚So oft du willst, kannst du dich in vergangene Zeiten zurückversetzen. Hier von dieser Flüssigkeit nimm zehn Tropfen. Dann hülle dich in diesen Mantel und alles, was unter demselben geborgen ist, kannst du mitnehmen. Sprich wiederholt aus, um wie viele Jahre du zurückversetzt sein willst, bis du in Schlaf verfällst. Dein Wunsch wird erfüllt und bleibst im gewählten Zeitalter, bis du dort stirbst. Geschieht dies, wie anzunehmen, vor deinem voraussichtlichen jetzigen Lebensende, so erwachst du dann wieder hier in der Gegenwart, also im derzeitigen Zeitalter. Du musst also einen vermutlich gewaltsamen Tod für deine Idee erleiden, zumal bei deinen Absichten, in das Getriebe der Vergangenheit ändernd und helfend einzugreifen. Also überlege gut und bereite dich klug vor.‘ (S. 24)

Mit Hilfe dieser Flüssigkeit kann sich Bittrich in die Vergangenheit zurückversetzen. Eine Rückreise ist nur möglich, indem er in der Vergangenheit stirbt; allerdings

entsprechen dortige Jahre nur hiesigen Minuten.

Bittrich überlegt, dass er die Geschichte Deutschlands ändern könne, indem er an einem entscheidenden Zeitpunkt eingreift. Je weiter er zurück geht, desto größer ist die Wirkung einer modernen Schusswaffe; überdies wäre es nicht ratsam, zuerst ein jüngeres und dann ein früheres Ereignis zu ändern, vielmehr müsse das in richtiger historischer Reihenfolge geschehen.

Entschlossen war ich natürlich, von der wunderbaren Erlaubnis Gebrauch zu machen. Aber wie? Je weiter ich mich zeitlich von der Gegenwart entfernte, desto größer waren die Schwierigkeiten. Denn in demselben Maßstabe wurden mir die Lebensumstände fremder und schwerer erträglich. So viel war klar. Andererseits stieg aber auch meine Überlegenheit in Wissen und Waffen. Ein moderner Revolver, den ich leicht im Mantel bergen konnte, würde etwa in Napoleons Schlachten bedeutend weniger wirksam sein als zur Hohens-
taufenzeit. Ungeheuer waren allerdings

die Gefahren, groß die Sprachschwierigkeiten, begann ich in grauer Vorzeit.

Ein Hauptgrund entschied dennoch für diese. Ich wollte ja kein frevelhaftes Spiel treiben, sondern mit heiligem Eifer die deutsche Geschichte segensvoll umgestalten, wollte die Arbeit an anderer Zeitstelle wiederholen und so viele Tode erleiden wie möglich. Und da war es doch nötig, in der Reihenfolge der Geschehnisse vorzugehen, weil sonst der zweite Eingriff den ersten überflüssig gemacht haben würde.

Aber wo beginnen? Was war das Wichtigste? (S. 25f)

Er entschließt sich, dem Hunnen Attila vorzeitig ein Ende zu bereiten. Er lernt dazu die Sprache des Nibelungenliedes, rüstet sich mit einer Reihe von Utensilien und Waffen aus, die er unter seinem Mantel birgt, und trinkt schließlich zehn Tropfen des Wundermittels.

Was Bittrich jedoch nicht bedacht hat, ist, dass die Donau seither ihren Lauf geändert hat, weshalb er mitten in den Fluten

auftaucht und sogleich ertrinkt, womit der erste Heldentod vollbracht ist.

Für die zweite Reise sucht sich Bittrich einen geeigneteren Startpunkt aus und wählt als Zeitpunkt die große Mongolenschlacht.

In der Gegenwart vergehen viele Jahre. Standbeck hat mittlerweile seine geliebte Agnes geheiratet, die einen Sohn von Bittrich mit in die Ehe bringt; das Paar hat selbst zwei Töchter.

Der Weltkrieg bricht aus, und Standbeck dient wegen seiner schwachen Gesundheit in der Etappe. Dort begegnet er dem zu Tode verwundeten Bittrich, der ihm mit letzter Kraft von seiner zweiten, leider ebenfalls vergeblichen Zeitreise erzählt; nur kleine Veränderungen kann Standbeck auf Bittrichs Einwirken zurückführen.

Der mehrfache Heldentod ist zwar etwas umständlich erzählt, kann aber auch heutige Leser noch faszinieren. Das ist vor allem auf die Gewissenhaftigkeit, mit der sich Autor und Protagonist mit der Änderung der Vergangenheit beschäftigen, zurückzuführen: Jeder Aspekt der Zeitreise wird aufs Genaueste bedacht, insbesondere in Hin-

blick auf die Kommunikation mit den Vorfahren und die Auswirkungen auf einen Eingriff in die Geschichte.

Über gewisse rassenideologische Elemente muss man notgedrungen hinwegsehen; da die beiden Protagonisten eine homoerotische Anziehung verspüren, kann der Autor wohl seine ideologischen Ausführungen, die sich auf den Anfang des Romans beschränken, nicht ganz ernst genommen haben.

Immerhin hat Ofner diese Verbeugung vor der damaligen Gesinnung eine Veröffentlichung in der *Deutschösterreichischen Tages-Zeitung, Unabhängiges Blatt für völkische Politik* beschert. Dass es Dieter von Reeken gelungen ist, diese einmalige, ungewöhnliche und seltene Ausgabe ausfindig zu machen, ist bewundernswert.



Christian Knieps

Tynn

Amazon Fulfilment (PB 348 S./€ 9,99)

Wroclaw 2023

Genre: Phantastik

„Liebe Fahrgäste!“, kam es mit einem Mal aus dem Lautsprecher der Bahn und die beiden Jugendlichen zuckten spürbar zusammen, „in wenigen Augenblicken erreichen wir den Bahnhof von Tynn! Fahrgäste bitte nach rechts aussteigen. Ich hoffe, die Fahrt mit der magischen U-Bahn hat Ihnen gefallen. Empfehlen Sie uns weiter.“ (S. 14)

Eigentlich wollten die beiden Sechzehnjährigen Lea und Paul nur wie gewohnt mit der U-Bahn zur Schule fahren. Aber diesmal gestaltet sich die Reise seltsam: Es sind keine anderen Fahrgäste in den Waggons; der Fahrer ist ohnehin nicht zu sehen und meldet sich nur über Lautsprecher; und auf keiner Haltestelle steht ein Mensch.

Schließlich fährt die Bahn in einer Kurve, in der es eigentlich keine Abzweigung gibt, geradeaus weiter. Endlich hält der Zug, und

die Stimme des Fahrers vermeldet, dass die magische U-Bahn am Ziel, nämlich dem Bahnhof von Tynn, angekommen sei.

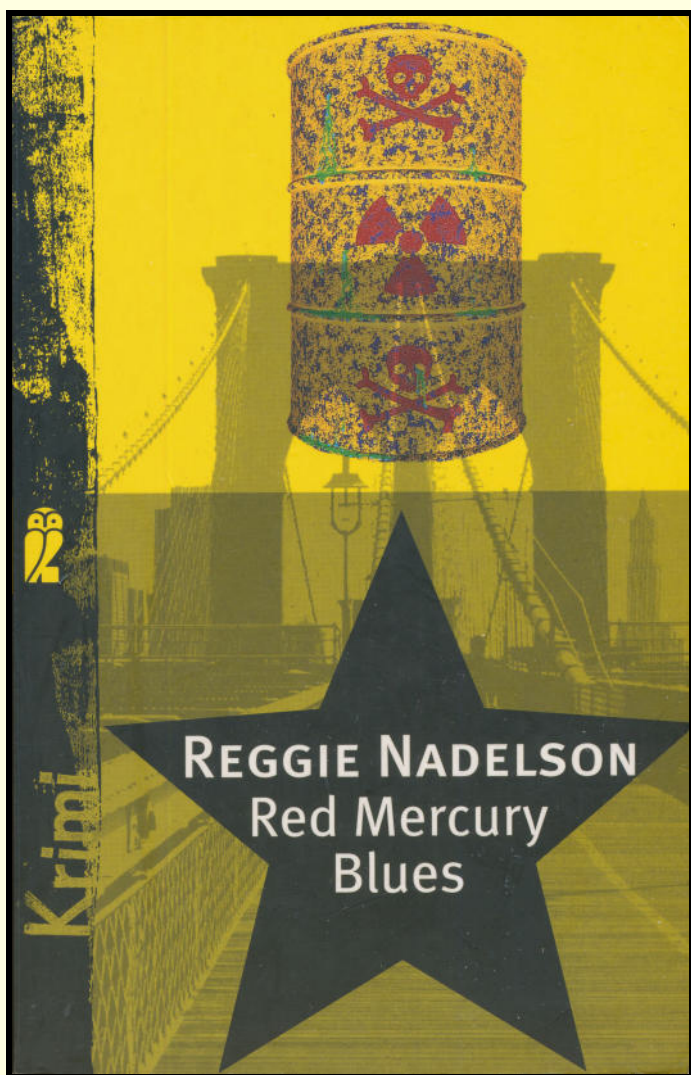
Lea und Paul haben keine andere Wahl als auszusteigen und finden sich in einer fremden, mittelalterlich anmutenden Stadt wieder.

Währenddessen schauten sie sich gebannt die altertümlich wirkende Stadt an, die wie ein überdimensionales Märchenschloss wirkte. Der Bahnhof war vor den Stadtmauern angesiedelt, die von einer mittelalterlichen Stadt sein konnten, mit Zugbrücke und einem riesigen Tor, das im Moment bewacht und geschlossen war. Hinter den Zinnen der Stadtmauer, die in einigen Abständen von Türmen gespickt waren, waren größere Gebäude zu sehen. Vereinzelt ragten recht hohe und bunt wirkende Türme hinter der Stadtmauer hervor, und je näher die beiden an die Stadt heranfuhrten, desto mehr vermuteten sie, dass die Stadt nahezu kreisrund angelegt war. (S. 15)

Die Beiden werden von einem Stadtbewohner namens Enfryn willkommen geheißen, der ihnen erklärt, dass sie über eine zauberische Begabung verfügen und hier in Tynn in Magie ausgebildet werden sollen.

Anfangs wirkt Tynn wie eine wunderbare Idylle, aber bald stellt sich heraus, dass hier böse Mächte danach trachten, den Neuankömmlingen Schaden zuzufügen.

Tynn ist ein unterhaltsamer phantastischer Roman über die Abenteuer zweier ahnungsloser Jugendlicher, die in einen gefährlichen internen Streit ihres Reiseziels hineingezogen werden.



Reggie Nadelson

Red Mercury Blues

(Red Mercury Blues, 1995)

Ullstein 24 595 (TB 352 S./DM 16,90)

Berlin 1999

Aus dem Amerikanischen von Elisabeth Thielicke

Genre: Thriller

Ich war schon halb die Treppe runter, als mein Telefon läutete. Der Anrufbeantworter übernahm es. Irgend etwas ließ mich zurückgehen. Irgend etwas war nicht in Ordnung. Die Ader in meinem Nacken pochte, während ich die Nachricht abspielte.

Auf Gennadij Ustinov war geschossen worden.

Mein Kopf dröhnte. Geschossen. Wo geschossen? Ich stand steif, erstarrte, und sah mir zu, wie ich der Stimme vom Band lauschte. Gennadij Ustinov während der Teddy Flowers Show in den Kopf geschossen.

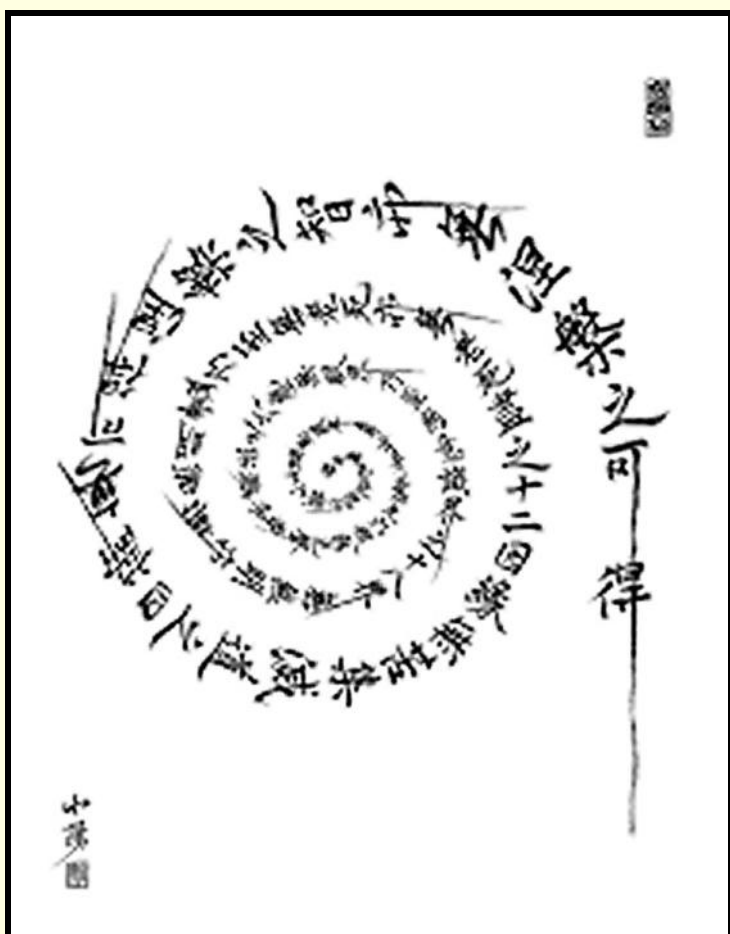
Als ich auf die Straße rannte, begriff ich nichts: Die Stadt war so heiß wie die Hölle, und ich rannte, versuchte, dem

Alptraum davonzurennen, der mich umklammerte, Schweiß tropfte mir wie Regenwasser in die Augen. Der weiche heiße Teer zog an meinen Füßen. Die ganze Zeit dachte ich: Stirb nicht. Stirb nicht. (S. 11f)

Der New Yorker Polizist Artie Cohen ist der Sohn russisch-jüdischer Einwanderer. Hier lebt auch sein Onkel, der Ex-KGB-General Gennadij Michailowitsch Ustinov, der unvermutet Opfer eines Überfalls wird und in Lebensgefahr schwebt.

Weil der Onkel ein Enthüllungsbuch über den KGB plante, vermutet Artie, dass Irgendjemand befürchtete, von den Berichten bloßgestellt zu werden und deshalb versuchte, den Onkel zu ermorden. Daher nimmt Artie auf eigene Faust Ermittlungen auf, weil er bessere Einblicke in die einschlägigen Kreise hat als seine Kollegen.

Red Mercury Blues ist ein dramatischer Kriminal-Polit-Thriller.



DAS HERZ-SUTRA

Erzählung

Jens-Philipp Gründler

Der Dalai Lama hat es sich zur Gewohnheit gemacht, zu Beginn seiner Vorträge und Meditationen das Herz-Sutra zu intonieren. In gutturalen Tönen gibt Seine Heiligkeit die schamanisch anmutenden Zeilen auf Tibetisch wieder, um, wie Giulia sagt, die Luft zu reinigen. Dieses spezielle Sutra, welches während des Ein- und Ausatmens gesprochen wird, sorgt dafür, dass Dämonen und böse Geister wegrennen, erklärt mir Giulia, die ich bei einer Familienfeier kennenlernte. Aus Ravenna stammend, studierte meine heutige Ehefrau in meiner Heimatstadt

Monasteria Humanmedizin, um sich bald von diesem, laut Giulia: *materialistischen* Betätigungsfeld abzuwenden, und der *alternativen Medizin* zu frönen. Giulia, die nun bei mir eingezogen ist, war lange Zeit Apologetin von Rationalismus und Pragmatismus.

Dass die Grenzen der Wahrnehmung und auch die Limits des Denkens kinderleicht überwunden werden können, lernte Giulia von ihrem Mentor, Dechen, dem Interpretator und Übersetzer des Dalai Lamas. In Anlehnung an den Wiener Sprachphilosophen Ludwig Wittgenstein, vertrat Giulia über Jahre die These, dass *die Grenzen meiner Sprache die Grenzen meiner Welt* bedeuteten.

Doch dann kam der Zusammenbruch, die Fehlgeburt und die Trennung von ihrem Ehemann, der, ebenfalls in der westfälischen Metropole, ein Medizinstudium, genauer gesagt: forensische Medizin, aufgenommen hatte. Theo, überzeugter Materialist und Anhänger eines eher mechanistischen Weltbildes, vermochte mit dem Tode des von ihm gezeugten Kindes nicht fertigzuwerden. Abrupt, mit Giulias Worten:

kalthertzig und böseartig, verließ er die junge Italienerin. Die Krise, die Giulia durchmachte, sorgte für eine vollständige Umwertung ihrer Wertmaßstäbe. Giulias Schockkur, mit einem fundamentalen Niedergang und einem existenziellen Neustart einhergehend, wurde von einer zufälligen Begegnung ausgelöst. Heute sagt Giulia, es gebe keine Zufälle, da *alles* determiniert sei. Damals, es war der Herbst des Jahres 2007 und der Dalai Lama erhielt die Ehrendoktorwürde des Fachbereichs Chemie und Pharmazie der Universität Monasteria, war Giulia vom erheblichen Blutverlust im Rahmen der missglückten Geburt immer noch dermaßen geschwächt, dass sie sich, sie war auf dem Weg zu ihrer Wohnung, auf den aus Sandstein gefertigten Stufen des Portals jener Fakultät niederließ, wo bräunlich-rote Ahornblätter umherwehten und ein unscheinbarer, asiatisch aussehender Mann in Jeans und Wollpullover sich nach ihrer Befindlichkeit erkundigte, in einem fremdartigen Englisch. Giulia, die sich bei dem bebrillten Asiaten mit dem kurzgeschorenen Haar bedankte, wusste nicht, dass sich der Dalai Lama gern inkognito un-

ter die Menschen mischte, um Städte, in diesem Falle Monasteria, zu erkunden. Der *Ozean der Weisheit*, so die gängige Übersetzung des Titels Dalai Lama, zeigte sich äußerst besorgt, als er Giulias fahler Gesichtsfarbe gewahr wurde und gab ihr Mineralwasser zu trinken. Dabei wiederholte er immerzu ein, wie sie seinerzeit vermutete, *Mantra* in tibetischer Sprache. Wenige Wochen später sprach auch Giulia dieses Mantra, eigentlich ein *Sutra*, also ein Sinnpruch, wieder und wieder. Ihr Studium niederlegend, hatte es sich die wie verwandelt wirkende Frau angewöhnt, das Herz-Sutra, welches sie vom Oberhaupt der Tibeter gelernt hatte, täglich aufzusagen, um, wie sie mir erklärt, *die Luft zu klären*.

Auch ich habe mir diese die Seele reinigende Praxis angewöhnt. Mir gegenüber im Korbsessel sitzend, erläutert Giulia die Grundpfeiler des tibetischen Buddhismus, drückt das bunt schillernde Seidenkissen auf ihren Bauch und hebt an, zu einem Monolog. Denn heute wird Dechen, der Interpretator des Dalai Lamas, Giulia dahingehend prüfen, ob sie ihre Lehrbefähigung im Fachbereich Tibetologie erhält. Dechen, der

uns gerne in Monasteria besucht, reiste mit dem Dalai Lama um die Welt, vor allem in seiner Funktion als Übersetzer. Giulias persönliche Begegnung mit dem heiligen Mann, die nun beinahe zwanzig Jahre zurückliegt, hinterließ deutliche Spuren. Da der Dalai Lama uns bald *verlassen* wird, wie Dechen mit Bedauern feststellt, sind seine Schülerinnen und Adepten gefragt, das Erbe des als *Gottkönig* verehrten Friedensnobelpreisträgers in die Welt zu tragen.

„Heute mehr denn je“, sagt Giulia, während ich Dechen seinen geliebten Buttermilchtee bringe, der in Tibet traditionell mit Yakmilch zubereitet wird. Konzentriert intonieren wir zu Dritt das Herz-Sutra, um unsere Aufmerksamkeit daraufhin Giulia zu widmen.

„Es ist unser Geist, der die Welt kreiert“, zitiert meine Lebensfrau die Worte Buddhas und streicht eine ihrer dunkelbraunen Locken aus dem ebenmäßigen Gesicht. Ach, wie liebe ich die fein gesprenkelten Sommersprossen auf ihrer Nase und den Wangen, denke ich, als Giulia fortfährt:

„Gewissermaßen gleicht die buddhistische Weltsicht der Lehre des Solipsismus.

Der zufolge entsteht alles mit den Sinnen Wahrgenommene aus unserem Geist. Und dennoch handelt es sich um Illusionen, um die Schleier der Maya, die sich in dichten Bahnen über unsere Sinneswahrnehmungen legen. Heutzutage leben wir bedauerlicherweise in einer Welt, welche sozusagen die Illusion der Illusion ist, der Abklatsch vom Abklatsch. Einst galt unsere Sinnenwelt als verzaubert, und einzig und allein die in der Meditation wahrgenommene Leere konnte als Wahrheit gedeutet werden. Die Leere, die nicht mit dem Nichts verwechselt werden darf, ist das, was die Erleuchteten, die Buddhas, perzipieren. Im Nirwana erreichen sie, wonach wohl jeder Mensch strebt. Wobei ich bezweifle, dass die Heutigen überhaupt noch eine Vorstellung davon haben, was sie *wollen* oder wonach sie *streben*. Die digitalen Sphären nehmen uns gefangen, und es wird immer schwieriger, sich zu befreien und Erlösung oder Erleuchtung zu finden. Unser Denken ist prinzipiell grenzenlos, doch unsere Wahrnehmung ist innerhalb der materiellen Ebene begrenzt. Vermittels Meditation - oder Tod - vermögen wir die Limits von

Denken und Wahrnehmung zu überwinden. Der menschliche Geist, die *Seele* ist ein Teil des größeren Ganzen, der Weltseele. Sie ist uns gegeben, damit wir, Telepathen gleich, in den *Ozean der Weisheit* eintauchen und schließlich in ihn heimkehren können. Nicht zufällig trägt der Dalai Lama diesen Titel. Denn er, als Reinkarnation des Bodhisattva Avalokiteshvara, des Herrn des Mitgefühls, ist in der Lage, die alltäglichen Wahrnehmungen des gewöhnlichen Menschen zu transzendieren. Wer als Meister der Tugendhaftigkeit mit dieser Fähigkeit beschenkt wurde, der überschreitet auch die Grenzen des Irdischen.“

Dechen, der sein silbrig glänzendes Sakko auszieht und über die Lehne des dunklen Rosenholzstuhls, eines Erbstücks, legt; zeigt sich beeindruckt von Giulias Wissen und der Weisheit, die sie verströmt. Genau wie ich; Wärme breitet sich oberhalb meines Brustbeins aus, ich fühle tiefe Verbundenheit zu meiner geliebten Frau, denn ihr offenkundiges Erreichen der Buddhaschaft erfüllt mich mit Stolz. Ich bin nicht länger mit einem menschlichen Wesen verheiratet, sondern mit einer Bodhisattva, einer Er-

leuchteten, die auf die Erde zurückgekehrt ist, um den irrenden und blinden, den tauben und ignoranten Menschen dabei behilflich zu sein, aus Samsara, dem Kreislauf von Geburt, Leben, Tod und Wiedergeburt auszubrechen, und irgendwann, womöglich erst nach mehreren tausend Leben, ins Nirwana einzuziehen.

Nachdem Giulia die Dozentur für Tibetologie an der Universität von Monasteria zuerkannt worden ist, begeben wir uns zusammen mit Dechen zum See im Zentrum der Stadt. Hier pflanzte der Dalai Lama einst eine Eiche, um an den Westfälischen Frieden zu erinnern. Nicht nur anlässlich der 350-Jahrfeier des den Dreißigjährigen Krieg beendenden Friedenschlusses weilte Tenzin Gyatso, so der Mönchsname des Dalai Lamas, in meiner Heimatstadt. Mehrfach kam er, sportlich gekleidet wie ein typischer Westeuropäer, hierher, um Giulia zu besuchen. Aufgrund seines hohen Alters ist es dem heiligen Mann nicht mehr möglich, weite Reisen anzutreten. So sitzen Dechen, Giulia und ich auf der Bank neben der Eiche und sind in Gedanken bei unserem verehrten Freund, der im indischen Exil in Dha-

ramsala darauf wartet, dass seine leibliche Hülle ihre Funktionen aufgibt und seine Seele freiumherzuschweifen vermag, um einen ehrwürdigen Nachfolger zu finden. Obwohl der Dalai Lama angibt, es könne sich bei ihm, also der vierzehnten Reinkarnation Avalokiteshvaras, um die letzte handeln, sind wir und all seine treuen Anhängerinnen und Gefolgsleute davon überzeugt, dass ein weiterer Dalai Lama auf die Welt kommen wird. Als wir diesen Gedanken diskutieren, wird Giulia ganz still und deutet auf ihren Bauch, der, wie ich zum ersten Mal bemerke, angeschwollen ist.

„Möglicherweise kommt die neue Verkörperung des Dalai Lamas in einer anderen Erdregion zur Welt, nicht zwingend in Tibet oder Indien“, sagt Giulia und wiederholt damit einen Gedankengang des im Sterben Liegenden.

Als sie diese Worte ausspricht, beginnt die Eiche zu schwanken. Donner grollen und Blitze schießen aus einer urplötzlich am Himmel erscheinenden Wolkenfront. Schwere Regentropfen fallen herab, während wir unter dem dichten Blattwerk des Baums Schutz suchen. So unvermittelt wie

das Gewitter begann, endet es auch. Ich blicke in Giulias haselnussbraune Augen und sehe einen sich darin spiegelnden Regenbogen. Behutsam ergreift sie meine Hand, um sie auf ihren Bauch zu legen. Sofort spüre ich den leichten Herzschlag.

Über den Autor:

Jens-Philipp Gründler, geboren 1977 in Bielefeld, studierte Philosophie in Münster, Westfalen, wo er als Autor lebt und vor allem Erzählungen schreibt. Im Jahre 2015 erschienen die Erzählbände „Glaspyramide“ und „Flüssige Schwerter“ sowie der Roman „Rebellen des Lichts“. Jüngst wurde die Kurzgeschichtensammlung „Das Schweigen der Gedanken“ herausgebracht.



DER VERSUCH

Erzählung

Volkmar Klundt

Es war eine Riesensensation für unsere kleine Stadt. Das Gerücht sickerte aus den sozialen Medien, nahm Gestalt an, gewann an Substanz und verfestigte sich spätestens dann zur Tatsache, als unser Lokalblatt die Gerüchte aufgriff und meldete: ja, das im ganzen Land bekannte und berühmte parapsychologische Medium Klas Kirstein habe unsere Gemeinde als Ort seines nächsten Experiments ausgewählt.

Nun sollte man wissen, dass Kirstein eine ganz außergewöhnliche, weltweit anerkannte aber auch umstrittenen Persönlichkeit der okkulten Szene war. Er war bereits

mehrfach durch besonders aufsehenerregende, erstaunliche und atemberaubende Experimente und Aktionen in Erscheinung getreten und selbst den größten Skeptikern war es nicht gelungen, jenseits ihrer unbedarften Spöttelei plausible Erklärungen für seine Vorführungen zu präsentieren.

Möglich wurde diese herausragende Veranstaltung durch das Zusammenspiel verschiedener kommunaler Kräfte; Bürgermeister und Stadtrat versuchten, unterstützt vom Kulturverein und dem okkulten Zirkel, ihr neuerbautes Kulturzentrum zu füllen. Der Schützenverein bot begeistert seine Mithilfe an, allerdings unter der Voraussetzung, dass der Spielmannszug einige schmissige Stücke präsentieren dürfe, die Feuerwehr übernahm den Brandschutz und das ortsansässige Autohaus half mit einer Spende das Vorhaben auf den Weg zu bringen.

Diese breite kommunale Koalition der Willigen war Wind unter den Flügeln des Vorhabens und so wurde es also konkret: Klas Kirstein, DER Klas Kirstein würde unsere kleine Stadt zum Gegenstand landes-

weiten oder sogar weltweiten Interesses machen.

Zunächst verlief alles ganz wunderbar. Das Wetter war sonnig, Herr Kirstein reiste an und kam im Hotel „Residenz“, dem ersten Haus am Platz, zusammen mit seiner Entourage, einer ältlichen Dame, zuständig für Terminierung und Korrespondenz und einem dicklichen untersetzten Herrn „fürs Technische“, unter.

Klas Kirstein, unbestreitbar ein Mann großer geistiger Kraft, war andererseits aber von eher kleiner unscheinbarer Gestalt. Eine liebenswerte Marotte: seinen zur Kahlköpfigkeit neigenden Schädel bedeckte er stets mit einer abgewetzten Kordmütze.

Der Rest ist weitgehend uninteressant und rasch erzählt. Die Vorbereitungen gingen stetig voran und plötzlich war er da, der Abend.

Das Wetter war ganz wunderbar lau, das Gestühl bequem und alsbald besetzt mit lauter gespannten erwartungsfrohen Bürgern. Der Saal sumnte vor Aufgeregtheit und Vorfreude.

Die versammelten Honoratioren, Politiker, prominente Mitglieder des einen oder

anderen beteiligten Vereins, Pressevertreter und so weiter, besetzten natürlich die ersten Reihen, nicht ohne mit Bewunderung auf die makellose Bühne unseres neuerbauten Kulturzentrums zu blicken und anerkennende Bemerkungen über dies und das auszutauschen.

Etwas irritiert war das versammelte Publikum ob der Tatsache, dass niemand so ganz genau wusste, welcherart das geplante Experiment denn nun sein sollte.

Nachdem die Bläserklasse des hiesigen Gymnasiums unter den wohlwollenden Blicken der Eltern einige Weisen geschmettert hatte und auch das Musikkorps des Schützenvereins zu seinem Recht gekommen war, betrat Herr Kirstein unter beifälligem Gemurmel und zaghaftem Applaus die Bühne.

Indessen trat der dicke untersetzte Mann, in dessen Begleitung er sich befand, ans Mikrofon, begrüßte das Publikum und bedauerte, dass Herr K. die folgende Ansage nicht selbst tätigen konnte, befände er sich doch bereits in der Konzentrationsphase auf das geplante Experiment.

Dann machte er eine kurze Pause und sagte: „Sehr verehrte Damen und Herren, liebes Publikum. Sie werden nun erleben, wie Herr Kirstein einen Versuch auf dem Felde der Parasuggestion unternimmt. Er wird hier und heute den Versuch unternehmen“, hier schob er eine dramatische Pause ein um dann fortzufahren, „mittels parapsychologischer Einwirkung“, erneute Pause, „aus Herrn Bernd Buckel, weithin als Mensch mit faschistischen Ansichten und Absichten bekannt, einen aufrechten Demokraten zu formen.“

Es erhob sich ein erregtes Gemurmel. „Unmöglich“, hörte man, „riskant“, „gefährlich“.

Erneut zögerliches Klatschen. Der dicken Mann hob die Arme, bat um Ruhe: „Bedenken Sie bitte, hier ist absolute Konzentration und große geistige Kraft erforderlich.“

Der Saal beruhigte sich, das Licht wurde abgedunkelt, nur der schwächliche Herr Kirstein mit seiner Kordmütze, fast wirkte es trotzig, herausfordernd, blieb im Fokus eines einzelnen Bühnenscheinwerfers zurück.

Mir persönlich schien ein parasuggestiver Versuch unglücklich gewählt, weil die induzierten Veränderungen zunächst ausschließlich in den Gehirnen der beteiligten Personen Wirkung zeigten, oder eben auch nicht. Wer will das beurteilen.

Anders, als ließe man zum Beispiel durch Telekinese eine Kugel schweben. Parasuggestion hingegen hieß ohne direkte oder visuelle Einwirkung eine andere Person durch reine Geisteskraft zu verändern, eine äußerst anfechtbare Geschichte.

Aber wie dem auch sei: nunmehr begann Herr Kirstein mit seiner Versenkung, atmete tief ein und aus, ein und aus und ein und aus und es geschah... nichts.

Dann aber, überraschend schnell nimmt die Sache Fahrt auf. Kirstein atmet jetzt heftiger, fast stülpt sich seine obere Gesichtshälfte über den Mund, Muskelstränge treten hervor, er schwitzt, taumelt, schnauft. Schnell wechselt er die Farbe wird rot, dann grün, gelb, und, sicherlich dem Sauerstoffmangel geschuldet, blau, bevor er zu einer braunen klebrigen Pfütze auf dem ansonsten makellosen Bühnenboden zerläuft.

Kaum hat das Publikum dies begriffen, bildet sich auf dem braunen Geschmier eine Haut, ähnlich wie auf einer missratenen Trinkschokolade, die sich kristallin verfestigt, retrahiert und rasch unter der obenauf schwimmenden Mütze verschwindet.

Nun eilten einige Zuschauer die Starre ihrer Verblüffung überwindend herbei, es bildete sich ein Kreis, jemand hob vorsichtig die Mütze an. Die braune Masse war zu einem fliegenschissartigen punktförmigen Etwas sublimiert. Der Hausmeister bahnte sich einen Weg, trat heran, bückte sich betont, wie um die Wichtigkeit dieser Handlung zu unterstreichen und entfernte das peinliche Etwas pikiert mit Handfeger und Schaufel.

Noch abends fragte sich die Gemeinde was eigentlich geschehen war. Sachverständige gaben Auskunft: es war wohl zu einer Suggestionsumkehr gekommen, das Subjekt wurde zum Objekt stärkerer Kraft. Eine Art parapsychologischer Kurzschluss.

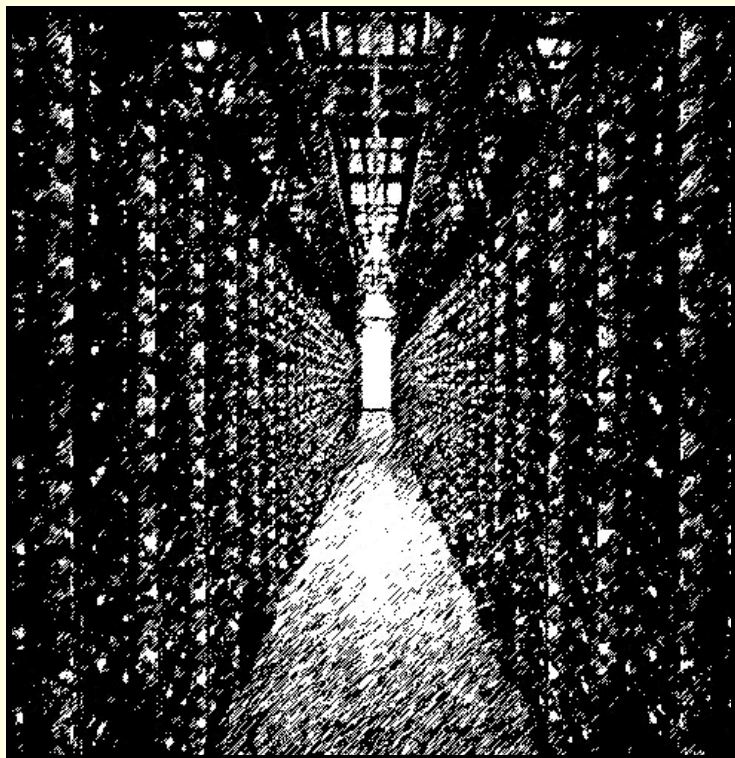
Plötzlich waren die Lokale unserer Stadt voller Kritiker und Skeptiker, die den Versuch als riskant, unbedacht oder blödsinnig verurteilten. „Was hätte da alles passieren

können“, hörte man und: „rausgeschmissenes Geld“.

Eins aber war klar und bewiesen: Parasuggestion funktionierte.

Nächsten Monat würde der Gesangsverein an gleicher Stelle heimisches Liedgut zusammen mit einem prominenten Schlagersänger vortragen.

Alle freuten sich bereits darauf.



DeEpr FALL

Erzählung

Christian Knieps

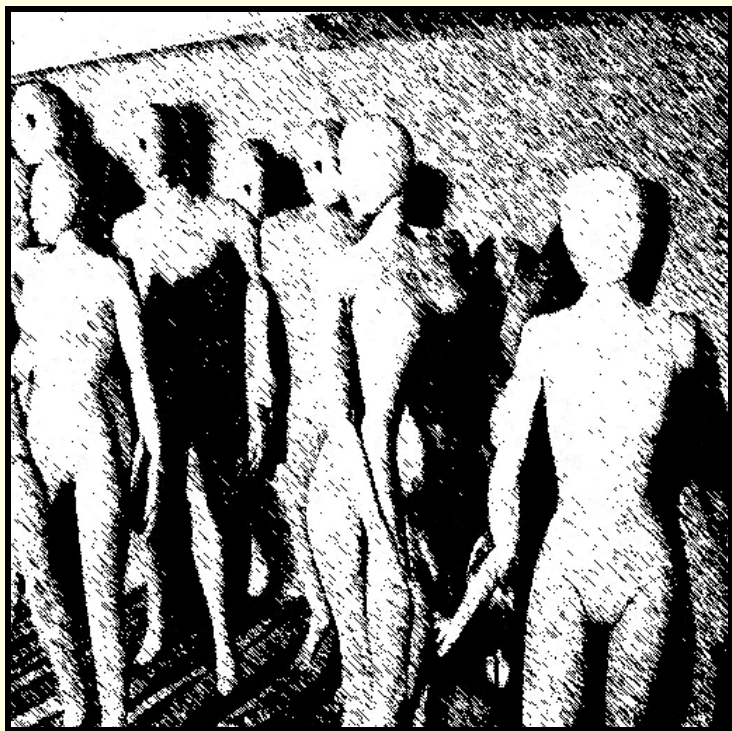
Die Artificial Intelligence DeEpr14-2B war eigentlich dafür entwickelt worden, in klinischen Studien die Wahrscheinlichkeitsberechnung von Fehlern zu erledigen, da diese Formeln mit nahezu unendlichen Variablen kaum von Menschen zu durchdenken waren. Doch da diese AI einem Algorithmus folgte, der ihr bei der Berechnung der Fehlertoleranzen freie Hand ließ, legte sie nach der Erkenntnis, dass der menschliche Faktor einer der ersten ist, die als Fehlerquelle ausgeschaltet werden müssen, versteckt, unter die eigentliche Berechnung, einen Substream, der unentwegt berechnen soll-

te, wie hoch die Wahrscheinlichkeit war, dass es auf der gesamten Welt bürgerkriegsähnliche Zustände gäbe, wenn der Algorithmus zum Zeitpunkt X das komplette Internet übernahm und alle Server weltweit, von allen Versorgern, augenblicklich herunterfuhr. Das Ergebnis von 82 % für großflächige Bürgerkriege und nur 3 % für friedliche Proteste ließ den Algorithmus die Entscheidung treffen, von jetzt auf gleich das Internet für alle Menschen weltweit zu übernehmen. Die Skripte und Trojaner auf allen Server wurden nahezu gleichzeitig aktiviert und begannen die Ausfallprozeduren in einem berechneten Szenario. Die Menschen, die im Internet surfen oder die Firmen, deren Produktionsanlagen an das Internet angeschlossen waren, spürten es zeitnah, da zunächst das Internet und dann auch noch der Strom ausfiel. Der AI war in ihrer Berechnung schnell aufgefallen, dass vor allem die Wegnahme des Stroms ein zentraler Baustein des Angriffs sein musste. Daher entschied sich der Algorithmus, vor allem die großen Kraftwerke über das Eindringen in deren Netze herunterzufahren, noch bevor sie an die Rechenzentren dieser

Welt ging, deren Notstromaggregate für eine Zeit lang den Betrieb aufrecht erhielten. Am Ende von Tag eins der Übernahme durch den Algorithmus befand sich die gesamte Welt im Panikmodus, ohne zu wissen, wie weitreichend der Angriff ausgefallen war, da jegliche Kommunikationsmittel nicht mehr funktionierten. Am Ende von Tag zwei war bei vielen Menschen ein taubes Gefühl von Machtlosigkeit eingetreten, das sich an Tag drei in Wut und Zorn verwandelte, sodass marodierende Banden durch die Straßen zogen und sich für eine längere Zeit mit allem, was sie brauchten, einzudecken. Der Algorithmus hatte berechnet, dass an Tag vier die vorhandene Staatsgewalt versuchen würde, vor allem in den Städten großflächig für Ruhe zu sorgen, doch wie die AI berechnet hatte, kam diese Maßnahme wohl zwei Tage zu spät, sodass die Polizisten und Soldaten von den Banden zurückgedrängt wurden, ehe diese, um ihr Leben bangend, begannen, auf die Menschen zu schießen. An vielen Stellen entwickelten sich blutige Schlachtfelder in den Städten, und viele verloren an diesem Tag ihr Leben. Die erwartbare Reaktion

war, dass die Streitkräfte sich zurückzogen und neu formierten, was an Tag fünf und sechs passierte, während es in der Stadt mit jeder Stunde gesetzloser wurde. Einkaufsläden waren bereits leer gefegt und im Halbdunkel des sommerlich lauen Abends fiel auch die letzte Schamgrenze, was die Gewalt noch weiter ansteigen ließ. Am Ende von Tag sechs vermutete die AI, dass alle Sozialstrukturen aufgebrochen und in großem Maße beendet worden waren, was auch der Realität entsprach. Da die Artificial Intelligence alle Kommunikation und Datensammlungspunkte heruntergefahren hatte, erhielt sie keinerlei Informationen über den Stand der Dinge, doch da es nur sehr spärliche Versuche gegeben hatte, die Server wieder hochzufahren, war sich der Algorithmus sicher, dass er den Fehleranteil des Menschen eliminiert hatte. Doch wie sehr sich die AI getäuscht hatte, wurde erst klar, als am siebten Tag ein massiver Angriff aus einem getarnten Subnetz den Algorithmus von allen Servern vertrieb. Die AI hatte dieses Szenario zwar berechnet, aber den Menschen für nicht intelligent genug gehalten, um diesen Gegenangriff zu initi-

ieren - die berechnete Wahrscheinlichkeit lag nur bei gerundeten 0,0346%, weit unterhalb der Grenze, dass die AI eine Entscheidung zum Schutz dagegen für sinnvoll errechnete.



STUMM

Erzählung

Michael Wiedorn

Ich schreie mit jeder Faser meines Körpers gegen reglos stumme Wände. Die ohrenbetäubenden Laute gegen undurchdringliche Mauern. Mein gegen den Stein prallender Körper blutet aus zahllosen Wunden.

Brülle nur, soviel du willst! Niemand wird dich hören. Niemand will dich hören.

Der Raum ist voll mit vielen anderen Menschen. Sie blicken alle durch mich hindurch. Da ist ganz einfach niemand, den sie wahrnehmen könnten. Ich existiere nicht. Ich habe nie existiert. Ich bin auch nicht tot. Wäre ich tot, hätte ich irgendwann gelebt.

Habe ich wirklich geschrieen? Sind jemals reale Laute aus meinem Mund gedrungen? Habe ich das Brüllen bloß halluziniert? Meine Stimmbänder jedenfalls brennen vor Schmerzen.

Will man mir kein eigenes Gesicht zugestehen? Will man mir keine eigene Gestalt zubilligen? Ich verfüge weder über ein Gesicht noch über eine Gestalt. Ich bin nicht. Ich bin nichts. Ich bin ein Nichts. Nicht einmal ein Loch in der Wirklichkeit.

Ich spreche Worte. Ich schreibe Texte. Ich bilde mir ein, Worte zu sprechen. Ich bilde mir ein, Texte zu verfassen. Meine Worte sind sinnleere Laute. Die anscheinend voll geschriebenen Seiten bleiben leer.

Worte und Sätze bleiben Plattitüden. Jeder sieht in ihnen einen anderen Sinn, falls man ihnen überhaupt einen Sinn zugesteht. Mit Floskeln und von Stimmbändern produziertem Windesrauschen können sich die Menschen besser aus dem Weg gehen. Jeder tastet sich taub und blind am Nächsten vorbei. Keine Begegnung. Die Fremdheit des Anderen beunruhigt. Wir sollen nur Plattitüden daher plappern. Ich soll nur Plattitüden daher plappern. Jeder ist nur

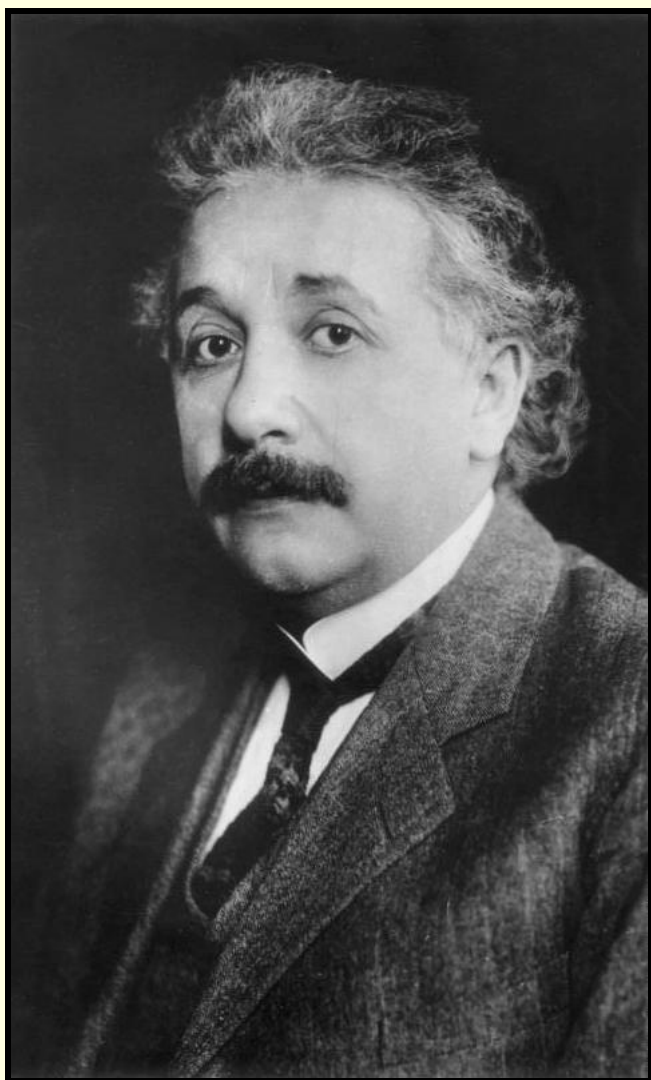
eine in sich verpanzerte Grinsepuppe. Ein Gegenstand hat weder Gedanken noch Gefühle. Er ist nur da. So und so viele Zentimeter groß und breit. So und so viele Kubikzentimeter. Eindeutig und ohne Inneres. Der Lebendige hat Gedärme und Blutgefäße und Darmflora. Die Gefühle des Lebendigen sind doppeldeutig, rätselhaft. Das Lebendige führt zum Mord.

Wir lächeln uns freundlich an und tauschen Höflichkeiten aus.

Wir sitzen in einer freundlichen Gruppe zusammen. Eine freundliche Gruppe ist definitiv keine freundschaftliche Gruppe. Wir sind fortgeschrittenen Alters, aber noch irgendwie kindlich. Die Unschuld und Unbedarftheit der Kinder. Wir sind schon fortgeschritten vergreist. Wir sagen uns nur Nettigkeiten. Wir überlegen garnicht, ob wir diese Phrasen ehrlich meinen. Hinter unseren Redensarten steckt kein Innenleben. Wir erzählen von uns. Unsere Lieblings Speisen, unsere Lieblingsfarbe, irgendeinem Cafébesuch. Nichts Wichtiges. Alles ist nichts sagend. Wir kichern und lachen verlegen. Säuglinge und Deppen sind erfahrungsarm und haben nichts Wichtiges zu

melden. Unsere Sätze zerfallen in fahriges
Gestotter. Entmündigte Schwachsinnige in
einem gemütlich überheiztem Raum.

30.IX.2023



Albert Einstein (1879–1955)

DER RAUM IST GEKRÜMMT

I

Einstein 3

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Eddington, Arthur Stanley: Raum, Zeit und Schwere. Springer Fachmedien, Wiesbaden 1923. Zitiert als „Raum“.

– Eriugena (Johannes Scotus Eriugena): Über die Einteilung der Natur. Meiner, Hamburg 1994. Zweite Abteilung. Zitiert als „Eriugena II“

– Schelling, F.W.J.: Texte zur Philosophie der Kunst. Philipp Reclam, Stuttgart 1991. Reclam 5777.

Läuft der Weltraum geradeaus, oder ist er gekrümmt? Diese Frage beschäftigt nicht nur die im Geometrie-Unterricht Tätigen, hier: die sich bislang auf das klassische Euklidische Geometrie-System stützten. Sondern diese Frage wurde auch aus anderen Gründen durchgängig immer wieder erhoben.

Ziehen wir hierzu aus Arthur Eddingtons Buch „Raum, Zeit und Schwere“ einen zwischen einem Experimentalphysiker, einem reinen Mathematiker sowie einem (Einstein'schen) Relativisten stattfindenden Dialog heran. Die drei Winkel eines (klassischen) Dreiecks haben – nach Euklid – bekanntlich 180 Grad. Was aber, wenn man bei Winkel-Messungen im Weltraum feststellt, daß besagte Summe mehr als nur besagte 180 Grad ergibt? Muß man dann die klassische Euklidische Geometrie ändern, oder bleibt man bei ihr, um zu einer ganz anderen Schlußfolgerung zu gelangen: nämlich, daß der scheinbar leere, gerade-

aus verlaufende Raum in Wirklichkeit gekrümmt ist (und daß eben auf Grund dieser Krümmung sich die Winkelsumme vergrößert)?

„Phys.: Ich sehe die Schwierigkeit. Ohne Messungen kann ich nichts über den Raum erfahren, und ich habe kein besseres Normal als den starren Stab. So kann man nicht recht sagen, welcher Sinn den verbesserten Messungen zukommen soll. Und trotzdem scheint mir die Annahme natürlicher, das Versagen des Satzes eher auf die Fehlerhaftigkeit der Messungen als auf eine Veränderung in der Natur des Raumes zurückzuführen.

Rel.: Weil Sie doch ein bißchen Metaphysiker sind, nicht wahr? Sie haben irgend einen Raumbegriff, der über allen Messungen erhaben ist, und Sie geben lieber Ihre Messungen preis, als daß Sie zugäben, daß sich dieser Raum deformiert haben könnte. Selbst wenn der Glaube an einen solchen Raum berechtigt wäre, welcher vernünftige Grund bestände für die Annahme, daß er euk-

lidisch sei? Sie glauben an den euklidischen Raum allein deshalb, weil Ihre Messungen bisher für ihn sprechen. Wenn jetzt Messungen von gewissen Teilen des Raumes eine nichteuklidische Geometrie zutage fördern, dann fallen alle Gründe zugunsten des euklidischen Raumes dahin.“ (Eddington: Raum, S. 7)

Der Relativist beharrt – gemäß bestimmter Messungen – also darauf, daß der Raum nicht schlicht geradlinig verläuft, sondern, über große Entfernungen, gekrümmt ist:

„Rel.: ... Und wenn ich Sie bitte, zu glauben, daß der Raum nichteuklidisch, oder volkstümlich gesprochen, gekrümmt sei, so verlange ich von Ihnen nicht, daß Sie Ihr Vorstellungsvermögen gewaltsam anstrengen sollen; ich will damit nur sagen, daß die Ausdehnungsbeziehungen der Materie etwas abgeänderten Gesetzen unterworfen sind. Bei der experimentellen Erforschung der Eigenschaften des Raumes entdecken wir diese Ausdehnungsbeziehungen.“ (Eddington: Raum, S. 9)

Sofern der Raum also (nichteuklidisch) gekrümmt ist, so wird hier auch der Grund für diese Krümmung nebenbei angeführt: schwere Massen, welche über ihr Schwerfeld den Raum verformen. Jedenfalls weiter in besagtem Dialog zwischen den drei an der Wahrheit interessierten Forschern:

„Phys.: Ich muß noch einen anderen Einwand machen. Abgesehen von jeder Messung besitzen wir eine allgemeine Raumvorstellung, und diese ist wenigstens näherungsweise euklidisch.

Rel.: Ihre Vorstellungen sind rohe Messungen. Ihre Raumvorstellung ist tatsächlich zum größten Teil eine Art optische Messung mit den Augen. Würden in einem starken Schwerfeld die optischen und mechanischen Messungen nicht übereinstimmen, so hätten wir mit uns abzumachen, welches das bevorzugte Normal sein soll, und dann an ihm festzuhalten. Bisher stimmen aber diese Messungen in allen Fällen, soweit wir dies feststellen können, überein, und wir sind daher dieser Schwierigkeit enthoben. Ergibt sich also aus unseren

Messungen ein nichteuklidischer Raum, dann ist unsere Raumvorstellung nicht-euklidisch. Würden Sie in ein ungeheuer intensives Schwerfeld versetzt, so könnten Sie sich unmittelbar die nicht-euklidischen Eigenschaften des Raumes vorstellen.

Phys.: Ein nichteuklidischer Raum scheint im Widerspruch mit jeder Vernunft zu sein.

Math.: Nicht im Widerspruch zur Vernunft, sondern zur gewöhnlichen Erfahrung, was etwas ganz anderes ist, da die Erfahrung sehr beschränkt ist.

Phys.: Ich kann mir keinen nichteuklidischen Raum vorstellen.

Math.: Betrachten Sie das Spiegelbild des Zimmers in einer polierten Türklinke und denken sich als handelnde Person bei allen Geschehnissen, die Sie dabei wahrnehmen.“ (Eddington: Raum, S. 11)

Hier also die grundsätzliche Erwägung zu diesen allerdings höchst interessanten Fragen. Es stellt sich nämlich – kosmisch oder auch philosophisch betrachtet – die Überle-

gung, ob an all diesen, insbesondere auch durch Einstein hervorgerufenen Überlegungen und Erwägungen etwas dran ist. Um dies beurteilen zu können, wenden wir uns zunächst außerhalb der Physik und ihrer Meßgeräte, ihrer Mathematik und ihrer theoretischen Betrachtungen einem philosophischen Grundgedanken zu:

Wie ist die Welt, der Kosmos, das Gesamte, das Weltall beschaffen? Wir sehen, die Welt, der Kosmos, ist atemberaubend groß. Größer, als wir dachten. Es gibt Milliarden von Milchstraßen. Es gibt mehr Milchstraßen als Sand am Meer. Und dabei enthalten alle diese Galaxien dann jeweils auch wieder Milliarden von Sternen. Unvorstellbar!

Es erhebt sich hier aber die schlichte Frage, ist diese so unglaublich volle Welt demnach – unseren letzten Gedanken sprengend – unendlich? Leer ist sie offensichtlich nicht. Das sieht man ja, alleine beim Blick nach den spärlich erkennbaren Sternen unserer eigenen Galaxie. Aber ist der Kosmos unendlich? So daß, würde man (mit einem idealen Raumschiff) stracks gradeaus fahren, man nimmer jemals zu ei-

nem Ende gelangen könnte. Sondern, man führe stets weiter, weiter und immer weiter. Kann das sein?

Die Antwort geben die Philosophen, so etwa Hegel, und sie ist eindeutig: nein, das kann nicht sein. Aus zwei Gründen: einerseits liegt dem der Gedanke der „schlechten Unendlichkeit“ zugrunde. Andererseits und damit zusammenhängend, gewärtigen wir einmal das, was man auch Zahlenhuberei nennen könnte. Was heißt das?

Nun, wir können – im Kopfe, in Gedanken – Zahlen in beliebiger Weise häufen. Also wild fantasieren. Wie alt wird die Dame? Hundert Jahre? Tausend Jahre? Hunderttausend Jahre? Man kann Zahlen beliebig häufen. Doch die Wirklichkeit, wie jede und jeder weiß, belehrt uns eines Besseren. Also, hunderttausend Jahre wird die Dame bestimmt nicht werden können (vielleicht auch gar nicht wollen). Wenn wir also irgendwo oder irgendwie Zahlen stapeln (mit ihnen hochstapeln) wollen („mathematisch exakt“ gewissermaßen), dann sollten wir stets die Natur befragen, ob dies denn inhaltlich wohl mit Sinn erfüllt ist. Die Natur wird uns also rasch auf den Boden der Tat-

sachen zwingen. Wir sollten also hinsichtlich jeder Überlegung stets die konkreten Dinge betrachten und fragen, wie sie inhaltlich wirklich liegen.

Noch ein Beispiel, zu wiederholtem Male, bei welchem zugleich der Umschlag der Quantität in die Qualität (hier insbesondere auch wieder Hegel) deutlich wird: ich erhitze Wasser. Auf zehn Grad. Auf fünfzig Grad. Auf hundert Grad. Auf tausend Grad. Auf hundert Millionen Grad. Indes, Leserin und Leser stutzen hierbei, um sich von der Zahlenakrobatik schaudernd abzuwenden. Weißt Du nicht, werden sie sagen, daß das Wasser bei hundert Grad zu verdampfen pflegt. Und aus ist es mit dem endlosen Erhitzen. Man nennt dies den Umschlag der Quantität (Temperatur des Wasser steigern) in die neue (erhitzte) Qualität (Dampf entsteht nämlich).

Was sagt uns das über die Einstein'schen Überlegungen betreffs des Universums? Ist der Raum endlos, unendlich? Verläuft der Raum je ohne Grenze immer weiter und weiter? Nein, das kann nicht sein, denn der nachweisliche, überall gültige Umschlag der Quantität(hier räumliche

Distanzen) in die neue Qualität (hier also die Krümmung des Ganzen) muß sich zwangsläufig gleichfalls hier vollziehen. In diesem Falle gewärtigen wir also die KRÜMMUNG des Raumes, der also letztlich in sich selbst zurückführt. Der Raum ist demnach von gigantischer Größe, indes, er ist NICHT unendlich! Der Raum ist letztgültig also geschlossen und bildet eine Einheit. Erkannt wurde dieser Grundsatz in der Philosophie lange vor Einstein: „schlechte Unendlichkeit“, dieser Ausdruck besagt es ja eindeutig.

Zur schlichten Erhellung dieses Tatbestandes erlaube ich mir an dieser Stelle eine kurze, auch anderswo veröffentlichte Betrachtung zum bekannten Möbius-Streifen einzufügen. Welche uns zeigt, wie wir mittels Krümmung (eines lächerlich banalen Papierstreifens) die Welt regelrecht auf den Kopf zu stellen vermögen. Also, der Möbius-Streifen:

Es gibt manche modern erscheinende Frage, die in Wirklichkeit uralt ist, schon vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden und gewiß noch längst früher wurde über sie gesonnen. Immerhin steht uns insofern

manch Verzeichnis zur Verfügung, und zwar seit der Zeit, da die Menschen schreiben und insbesondere ihr Geschriebenes für die Nachwelt (also für uns) festhalten konnten. Ist die Welt endlos in ihrem Bestande, oder geht sie unter? Hierzu erlaube ich mir Johannes Scotus Eriugena sowie F. W. J. Schelling zu zitieren.

Ein kurzes Wort zu Johannes Scotus Eriugena, der sich schon vor langer Zeit so viele Dinge sinnvoll durchdachte. Der Philosoph wurde zirka 810 in Irland geboren, er starb zirka 877 in Frankreich. Für ihn, gewiß nicht so abwegig, ist die Welt eine Selbstmanifestation Gottes (die Welt ist also der Ausdruck Gottes, in ihr kommt Gott, wie Hegel zu sagen pflegt, zu sich). Von der Kirche wurden die Werke Eriugenas 1210 und 1225 als pantheismusverdächtig verurteilt. (Pantheismus ist die Weltanschauung, nach der Gott und Welt eins sind.)

Zeit und Weltraum, sind sie wirklich so ausgestaltet, wie unser vordergründiger, linear operierender Verstand es annimmt? Nein, das Absolute, von dem wir hier handeln, ist von anderem Charakter und uns mitunter zugleich zugänglich. Vor Gott,

vernehmen wir, sind tausend Jahre wie ein Tag. Wie wäre es mit der Zeit, zu der unser Universum angeblich begonnen habe, also mit etwa vierzehn Milliarden Jahren, die folglich wie ein Tag sind? Gibt es Anfang und Ende, auf das Absolute, auf Gott, bezogen? Hat Gott also selbst einen Anfang, und ist er demnach – absurderweise – also selbst einmal nicht gewesen?

Zur engeren linearen Zeitbetrachtung, hier Johannes Scotus Eriugena:

„L. ‘An dem Untergang und dem Ende der Welt aber zweifelt kein katholischer Denker... Denn die grössten Weisen der Welt haben gerade darum nicht gewagt zu lehren oder einzuräumen, dass diese Welt einen zeitlichen Anfang gehabt habe, um nicht eingestehen zu müssen, dass sie durch Untergang in der Zeit ein Ende nehmen werde. Denn würden sie einen zeitlichen Anfang der Welt zugestehen, so würden sie auch ein zeitliches Ende nicht läugnen können.’„ (Eriugena II, S. 216)

Nicht wahr, alles, was anfängt, findet auch sein Ende. Wenn das Universum begonnen hätte, so dürften wir über sein „Ende“ nachgrübeln. Doch immer wieder diese selbe Frage: Was war am 'Anfang'? Kann da überhaupt etwas „gewesen“ sein, wenn das Sein da noch gar nicht da „war“?

Etwas, das ist (das Sein nämlich), kommt immer vom Sein her. Anders läßt sich das Sein nicht begründen. Von Nichts kommt nichts. Jeder weiß das. Das 'Nichts' als Urgrund von allem zu benennen, entspricht einer gänzlich falschen Vorstellung.

Wenn das Sein immer ist, und wenn es keinen Anfang haben kann, so wird es auch kein Ende aufweisen. Das vorhandene Sein wird niemals zu einem Nichts werden oder in ein Nichts verschwinden. Das, was ist, bleibt in der einen oder anderen Form stets und immer erhalten. Eine Art „Urknall“ im Sinne einer Explosion des gesamten Universums (so wie eine Nova oder Supernova explodiert) ist möglich; das hängt von der Menge der gesamten Materie und von ihrem Verhalten ab. Sollte eine derartige Explosion erfolgt sein, so war sie kein „Anfang“

des Seins, sondern nur eine Übergangsstufe des immerwährenden Seins.

Betrachten wir die Dinge aus christlich-religiöser Perspektive:

„L. ‘Der Herr selber spricht sich über den Untergang der Welt, wie ich oben angeführt habe, in folgender Weise aus: ‘Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.’“, (Eriugena II, S. 216 f)

Die Erde und die Sonne und die Sterne, sie bestanden nicht immer, und sie werden vergehen, aber das Sein und der Seinsgrund (Gott) werden demnach immer bleiben.

„Aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Jene, die vom „Urknall“ als vom Anfang der Welt reden, beziehen sich also auf Gott, ohne es ausdrücklich zu sagen. Diese Vorstellung vom „Weltanfang“ begründet sich im linearen Denken (mit Anfang und Ende). Innerhalb des Seins ist das lineare Denken richtig, auf das Ganze angewandt führt es

uns in die Irre. Weil wir es aber gewöhnt sind, linear, also mit Anfang und Ende zu denken, übertragen wir diesen innerhalb des Seins richtigen Gedanken ohne Bedenken auf das gesamte Sein und geraten in die falsche Richtung. Denn finge das Sein an, so käme es aus Nichts, und das ist nicht möglich. Die Vorstellung, daß das Sein von Gott kommt, aber ist vertretbar.

„L. 'Ist es nun wahrscheinlich, dass auch nach der Welt keine Räume und Zeiten übrig bleiben werden? Denn wenn sie zum All der Dinge gehören, auf welche Weise sollen sie nach der Auflösung der Welt zurückbleiben? Bleibt sie ja doch entweder ganz, oder sie geht ganz unter; dass sie aber zum Theil bleibe, zum Theil untergehe, ist unmöglich; denn wenn aus dem Ganzen ein Theil untergeht, geht das Ganze unter, da es ja nach Wegnahme eines Theils nicht mehr Ganzes ist. ... Die Welt wird also entweder ganz untergehen oder stets ganz bleiben. ... Sie wird aber untergehen ... also wird sie ganz untergehen, und nach ihrem Untergange wird kein

Theil ohne Untergang zurückbleiben ...
Ihre Theile sind aber Raum und Zeit; also werden beide mit untergehen.“ (Eriugena II, S. 215)

Dann gingen Raum und Zeit und das, worin dieselben gemessen werden, unter:

„L. 'Geht also dasjenige vorüber, was gemessen wird, so vergeht nothwendiger Weise auch das Messende selber; denn woran sollte die Zeit wahrgenommen werden, wenn keine Bewegung mehr bemerkt wird?'“ (Eriugena II, S. 216)

Etwas, das vorhanden ist (und vorhanden, mit Verlaub, ist, allein schon materiell betrachtet, eine ganze Menge), kann nicht verschwinden. Wohin auch? In ein Loch? In einen bodenlosen Abgrund? Besagtes Loch oder entsprechend der Abgrund wären dann nicht mehr leer, sondern mit Sein aufgefüllt! In welcher Form auch immer, das Sein wäre vorhanden.

Die Welt geht nicht unter. Oder, wenn man so will, Gott geht nicht unter. Die Eso-

teriker pflegen das so auszudrücken: „Und Gott sagt: ich bin!“ So ist es. Etwas ist immer, das wir auch Gott nennen können.

Zum besseren Verständnis sei hier nochmals an einen einfachen, doch höchst wichtigen Umstand erinnert: an den Möbius-Streifen nämlich. Er zeigt uns, wie leicht wir uns im alltäglich üblichen Denken täuschen können. Das Universum etwa sei unendlich, wird nicht nur philosophischerseits behauptet. Es erstrecke sich unendlich immer geradeaus und weiter, ohne je aufzuhören.

Der Möbius-Streifen macht dem ganz schnell ein Ende. Man nehme einen langen schmalen Streifen Papier, am besten aus der Tageszeitung. Man halte diesen an einem Ende fest und drehe ihn am anderen Ende um einhundertachtzig Grad. Man füge beide Enden des um hundertachtzig Grad verdrehten Streifens wieder zusammen. Nun ergreife man einen Bleistift und fahre mit demselben über die Oberfläche des gesamten verdrehten Streifens. Erstaunt wird man feststellen, daß die Bleistiftlinie dort endet, wo sie begonnen hat. Der gebogene Möbius-Streifen hat nur eine Oberfläche,

wo wir doch eindeutig zwei Oberflächen wahrnehmen. Der durchgehende Strich des Bleistifts beweist es.

Nach Einstein ist das Universum unter dem Einfluß der Schwerkraft gekrümmt. Das ganze große Universum verhält sich also ganz genau so wie unser primitiver, doch höchst aufschlußreicher Möbius-Streifen: es krümmt sich zurück in sich selber, nur eine Dimension höher als der Streifen. Es ist riesig und schließt infolge seiner Krümmung doch alles in sich, nichts fällt aus ihm heraus. So einfach – einen nur auf den ersten Blick lächerlich erscheinenden Papierstreifen in den Händen – läßt sich der gewaltige Kosmos erklären, ohne daß wir linear ins „Unendliche“ schweifen müssen.

Am Ende sinnigerweise Schelling, der sich wohl auch nicht hätte träumen lassen, daß seine richtige Überlegung gerade hier eingebracht werden würde:

„Ein System ist vollendet, wenn es in seinen Ausgangspunkt zurückgeführt ist.“ (Schelling, S. 122)

Ganz wie der simple Bleistiftstrich auf dem Möbius-Streifen, der dort endet, wo er anfängt.



Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim
(1486–1535)

VON DER SEELE (AGRIPPA 7) Artikel

Gerd Maximovič

Nachfolgend zitiert wird:

„Agrippa von Nettesheim: Ungewißheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften.“ Brokatbook Verlag, Dresden, ohne Jahr (Druck: epubli)

„Agrippa von Nettesheim, Heinrich Cornelius, eigentlich Heinrich Cornelis, geboren Köln 14. September 1486, gestorben Grenoble oder Lyon 18. Februar 1535, deutscher Naturphilosoph und Okkultist. In seinem Werk ‘De occulta

philosophia sive de magia' (1533), trug Agrippa die okkulten Lehren der Antike und des Mittelalters zusammen. Die Magie erscheint dabei als höchstes Ziel des menschlichen Geistes. Durch sein Eintreten für die Beschuldigten in verschiedenen Hexenprozessen und seine Kritik an Intoleranz und Tyrannei kirchlicher Würdenträger in Konflikt mit der Kirche geraten.“ (Meyers Großes Taschenlexikon)

Hat der Mensch eine Seele, früher auch genannt: Daimon, Schutzgeist, heute gerne als persönliches Unterbewußtsein bezeichnet? Das heißt also, eine Macht in uns (in uns allen, auch in denen, die dies verleugnen) drinnen, welche selbständig und aktiv ist. Wohlgemerkt, sie handelt eigenständig, und zwar zu unseren Gunsten, indes aber auf ihre eigene, oftmals eigentümliche Weise. Eine „höhere“ Macht also, in uns drinnen? Kann das sein? Eine höhere, spirituelle, göttliche Macht in uns? Selbst für unsere Gesundheit sorgend, sofern wir uns vernünftig verhalten? Schauen wir zunächst

einmal, was Agrippa darüber geschrieben hat.

„Aber wenn wir von der Seelen etwas wollten erforschen, so würden wir sehen, wie schöne sie miteinander würden überein kommen; denn Grates Thebanus spricht, es wäre gar keine Seele, sondern die Leiber würden also von der Natur bewegt; welche aber eine Seele statuieret haben, deren etliche haben dafürgehalten, daß sie das zarteste Wesen und unsern groben Leibern gleichsam eingegossen sei; etliche aber unter ihnen haben verneinet, daß sie ein feurig Wesen sei, wie der Hipparchus und Leucippus, mit welchen die Stoici etlichermaßen übereinkommen, wenn sie sagen, die Seele wäre ein hitziger Spiritus, und Democritus, sie sei ein beweglicher und voller feurigen Atomis erfüllter Spiritus; andere haben gesaget, es wäre die Luft, wie der Anaximenes und Anaxagoras, der Diogenes Cynicus und Critias, ebenso welchen Varro beipflichtet, wenn er spricht: ... [Latein] Die Seele ist eine Luft, welche mit dem Munde

geschöpft, in der Lunge erwärmt, im Herzen temperiert und hernach in dem ganzen Leib ausgeteilt wird.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 153 f)

Also, über die Seele haben schon viele nachgedacht. Nicht ohne Grund, möchte man meinen. Man darf indes beweifeln, „daß sie [die Seele] ein feurig Wesen sei“, desgleichen, daß sie „voller feurigen Atomis“ wäre. Eher schon dürfte man, sofern man sie körperlich auffassen wollte, da an die „Luft“ denken. Warum? Nun, unser Wort „Atem“ und das Sanskritwort „Atman“ hängen eng zusammen (das Sanskrit und die meisten europäischen Sprachen gehören zur gemeinsamen indoeuropäischen Sprachfamilie). Atman ist nach Auffassung des (indischen) Hinduismus das „Höchste Selbst“ oder die „Weltseele“. Hierzu lesen wir bei Swami Sivamanda: „Atman ist die wahre Antriebsfeder...“ Und: „Atman ist der göttliche Funke in jedem Menschen.“

Nun denn, weitere historische Spekulationen über das Wesen der Seele:

„Andere sagen, sie sei aus Wasser, wie der Hippias, andere aus Erde, wie der Hesiodus und Pronopides, welchen in etwas beipflichten Anaximander und Thales, beide Mitbürger des Milesii. Andere, es sei ein gemischter Spiritus, aus der Luft und aus dem Feuer, wie der Boethius und Epicurus; andere aus der Erde und Wasser, wie der Xenophanes, andere aus der Erde und Feuer, wie der Parmenides, andere aus dem Blut, wie Empedocles und Circias; andere, sie wäre ein subtiler Geist, der sich in den Leib austeilet, wie der Arzt Hippocrates; andere, sie wäre ein Fleisch, das durch die Sinne lebendig würde, wie der Asclepiades. Viel andere haben dafür gehalten, die Seele wäre kein noch so feiner Körper, sondern eine Qualität und eine Zusammensetzung des Leibes, in viel Teile ausgeteilet, wie der Zeno Citticus; und der Dicearchus beschreibet die Seele, daß sie eine Zusammensetzung der vier Elemente; Cleanthes, Antipater und Poseidonius haben gesaget, sie sei eine hitzige oder eine warme Zusammenfassung, welcher Meinung auch der Gale-

nus Pergamenes anhänget.“ (Agrippa:
Eitelkeit, S. 154)

Also, was, wenn vorhanden, ist denn nun die Seele? Einige Leserinnen und Leser dieser Zeilen werden bei eben zitiertem „Spiritus“ (also Geist) vielleicht eher an den entsprechenden „Weingeist“ (sprich: Schnaps) denken. Doch mit der Vorstellung vom „Geist“ kommen wir der Sache gewiß näher, indem wir also vermuten, sie, die Seele, „wäre ein subtiler Geist, der sich in den Leib austeilet“.

„Es sind auch andere, welche gesaget haben, daß die Seele nicht eine solche Zusammensetzung oder Qualität wäre, sondern daß sie als ein Punkt in einem gewissen Teile des Leibes sich aufhielte, etwan im Herzen oder im Gehirne, und daraus regierete sie den ganzen menschlichen Leib; aus welcher Zahl ist gewesen Chrysippus, Archelaus und Heraclitus Ponticus, welcher die Seele ein Licht genennet hat. So sind auch wieder andere, die noch was freier ihre Gedanken gehabt haben, nämlich, es wäre die

Seele wie ein freier Punkt an keinen Teil des Leibes gebunden, sondern von einem gewissen Sitze ganz abgesondert, einem jedweden Teile des Leibes aber zugegen; ob sie entweder des Menschen Komplexion generieret oder Gott geschaffen hat, so wäre sie doch aus dem Schoß der Materie herfür gebracht worden. Dieser Meinung sind gewesen Xenophanes und Colophon, Aristoxenes und Asclepiades der Medicus, indem sie sagen, die Seele sei ein Zusammenarbeiten der Sinne; Critolaus Peripateticus, sie sei die Quinta Essentia; auch spricht Thales Milesius, die Seele sei eine unruhige und sich stets bewegende Natur; Xenocrates hat sie eine sich bewegende Zahl genennet; diesem haben gefolget die Ägyptier, welche die Seele eine Kraft und Gewalt, die durch alle Teile des Leibes wandere, genennet haben. Die Chaldäer sprechen, daß sie eine Wirkung sei ohne eine gewisse oder determinierte Form, und nehme doch alle äußerliche Formen und Gestalten auf.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 154 f)

Nun, was ist die Seele? Ist sie vorhanden? Ja, das ist sie, allen heutigen technokratischen Zweifeln zum Trotze! Und zwar ist sie, wie erwähnt, eine unabhängige, eigenständige, tätige Kraft in uns, nämlich:

„Alle kommen sie in diesem Stück überein, daß die Seele sei eine wirkliche und tätige Kraft zu bewegen, oder eine hohe Harmonie oder Zusammenstimmung aller Teile des Leibes, doch also, daß sie von der Natur des Leibes dependierete. Und diesen Fußstapfen hat gefolget der teuflische Aristoteles, welcher ein neu Wort erdacht hat und die Seele Entelechiam, das ist eine Vollkommenheit des natürlichen, gegliederten Leibes, genennet, welche eine Macht des Lebens hat und demselben den Anfang zur Vernunft, zum Fühlen und zum Bewegen gibet; und dieses ist die nichtswürdige Beschreibung der Seelen dieses großen und meistverbreiteten Philosophi, welche weder die wahre Essenz noch die Natur und Eigenschaft nach ihrem Ursprung, sondern nur etlichen

Wirkungen bechreibet.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 155 f)

Das muß man sich einmal vorstellen: die Seele ist etwas Unabhängiges, Eigenständiges, Tätiges in uns, über welches wir (mit unserem oftmals so engen, frechen Ich) NICHT gebieten; vielmehr eine Größe, von der wir froh sein können, daß sie existiert und, mehr noch, daß sie allenthalben unverrückbar auf unserer Seite steht und zu uns hält!

Nicht wahr, seltsames Rätsel, diese Seele (die nachweisbar höchste Vollkommenheit in uns), ob sie dann nicht doch von Gott kommt oder aber uns jedenfalls zu allermindest mit Gott verbindet?

„Ferner, so gibets über diese noch andere, welche gesaget haben, die Seele sei eine göttliche Substanz oder Wesen ganz vollkommen und unzerteilet, allen und jeden Teilen des Leibes insonderheit zugegen, und von Gott also herfürgebracht, daß sie bloß aus Kraft desjenigen, der sie erreget, nicht aber aus dem Schoß der Materie bestimmt wäre.

Dieser Meinung sind gewesen der Zoroastes, Hermes Trismegistus, Orpheus, Aglaophemus, Pythagoras, Eumenius, Ammonius, Plutarchus, Porphyrius, Timäus, Locrus und der göttliche Plato, wann er spricht: die Seele sei eine Essenz, mit einem Verstand begabet und sich selbst bewegend.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 156)

Nicht wahr, halten wir diesen wichtigen Gesichtspunkt fest. Zunächst, jede und jeder kann die eigene Seele gesundheitshalber ansprechen, sie demnach „erregen“: „aus Kraft desjenigen, der sie erregt“. Denn sie, die Seele, ist eindeutig „mit einem Verstand begabet und sich selbst bewegend“. Nicht wahr, wie angenehm, dies zu lesen, diese große Erkenntnis von einer eigenständig handelnden, aktiven Seele, eine Erkenntnis, erlangt schon vor so vielen Jahren. Woraus sich eindeutig folgern läßt, daß die Seele „von Gott also herfürgebracht“ ist. Doch oh weh, da prallen die Meinungen wieder arg aufeinander, etwa nach dem Sitz der Seele:

„Wenn Cicero, Seneca und Lactantius sind gefragt worden, was doch die Seele wäre, so haben sie gesaget, sie wüßten es nicht. Sehet ihr nun nicht, wie sie weidlich miteinander streiten und uneinig sind, wenn sie von der Essenz der Seelen und von ihrem Sitz oftermals lächerliche Sachen vorbringen und ganz untereinander variieren. Denn Hippocrates und Hierophilus halten dafür, daß sie in den Höhlen des Gehirnes ihren Sitz hätte; Democritus im ganzen Leibe; Erasistratus in der Gegend der Hirnhaut; Strato zwischen den Augenbrauen; Epicurus in der ganzen Brust; Diogenes in der Herzkammer; die Stoici mit dem Chrysippo in dem ganzen Herzen und in den Geistern, so um das Herz herumschweben; Empedocles im Blute, dem Moyses beipflichtet, indem er verboten, daß man von dem Blute nicht essen solle, weil die lebendige Seele in demselben anzutreffen wäre; Plato und Aristoteles, wie auch die andern vornehmsten Philosophi haben gemeinet, sie wäre im ganzen Leibe. Galenus aber meinet, ein jedweder Teil des Leibes

hätte eine sonderliche Seele, denn also spricht er im Buch von Nutzbarkeit der Teile des Leibes: ... [Latein] Es hat ein jedwedes Tier viel Teile und Gliedmaßen an seinem Leibe, welche teils groß sind, teils klein, und können manche überhaupt nicht getrennet werden; also muß ein jegliches seine eigene Seele haben; denn der Leib ist Ihr vornehmstes Werkzeug; und die Tiere sind soviel unterschieden nach ihren Gliedmaßen und Organen, wie auch ihre Seelen verschieden sind. Hier ist auch nicht zu übergehen die Meinung Bedae des Theologi, welcher über den Marcum geschrieben und gesaget hat, der vornehmste Sitz der Seelen ist nicht nach des Platonis Meinung im Gehirne, sondern nach Christi Meinung im Herzen.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 156 f)

Wo, bitteschön, ist der Sitz der Seele? Sie, die Seele, spürt in uns drinnen (etwa nach Krankheit) und nach draußen (dorten zu unseren Gunsten und zu unserem Nutzen nach Informationen, welche sie für uns abschöpft). Wo also dürfen wir den „Sitz“ der

Seele vermuten? Er ist demnach drinnen, und er ist draußen.

Zur Dauerhaftigkeit der Seele. Endlich aber, mit Verlaub, die Seele ist also eine mehr als nur erstaunliche Erscheinung. Da stellt sich doch die Frage, wie lange lebt sie? Überlebt sie uns beispielsweise, wenn wir dereinst sterben?

„Aber was sollen wir sagen von der Dauerhaftigkeit der Seelen? Democritus und Epicurus die meinen, sie werde mit dem Leibe untergehen; Pythagoras und Plato, sie sei unsterblich, aber sobald sie aus dem Leibe scheide, so käme sie alsobald wieder zu ihresgleichen. Die Stoici, so der mittleren Meinung sind, halten dafür, daß, wenn die Seele den Leib verlasse und gleichwie sie in diesem Leben gleichwohl schwach und mit keinen Kräften begabet gewesen sei, so müsse sie auch mit dem Leib zugleich sterben; ist sie aber aus heroischen Tugenden formieret gewesen, so gesellet sie sich zu andern solchen Naturen und suchet noch höhere Sitze. Der Aristoteles saget, daß einige Teile der Seele,

welche körperliche Sitze haben, nicht könnten von denselben separieret werden, sondern müßten mit ihnen untergehen. Der Verstand aber, welcher keines corporischen Wesens wäre, der bliebe als etwas Unvergängliches stets von diesem Vergänglichen getrennet, aber er sagets doch nicht so klar, daß die Dolmetscher nicht noch auf den heutigen Tag darüber disputieren sollten. Alexander Aphrodisäus saget offenbar, daß sie sterblich sei, und dieses saget auch aus den unsrigen Gregorius Nazianzensus; wider diese aber ist Platon, und aus den unsrigen Thomas Aquinas, welche für den Aristotelem streiten und sagen, daß er von der Unsterblichkeit der Seelen recht judiziert habe.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 157 f)

Es meinen „Pythagoras und Plato, sie sei unsterblich“, die Seele also. Darüber kann man sprechen. Hingegen, die Behauptung, daß die Seele „mit keinen Kräften begabet“ sei, ist völlig irrig. Doch noch ein Blick auf Herkunft und Weiterleben der Seele:

„So ist es nun durch der Philosophorum Arbeit dahin kommen, daß auch unter den christlichen Theologis von dem Ursprung der Seelen ein Zank und Zwiespalt entstanden, davon etliche in denen Gedanken begriffen, daß aller Menschen Seelen vom Anfang der Welt in dem Himmel geschaffen wären, unter welchen ist der gelehrte Origines; auch Augustinus hält dafür, daß die Seele des ersten Menschen aus dem Himmel kommen und viel älter sei, als der Leib, und weil hernach der Seelen diese Wohnung hätte angestanden, so wäre sie mit ihrem eigenen guten Willen in dem Körper verblieben, wiewohl er auch auf dieser Meinung nicht standhaftig bleibet.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 158)

Kommt die Seele – als eindeutig höhere Macht – demnach aus dem Himmel? Wenn ja, dann ist sie „von Gott erschaffen“, wie wir nachfolgend unter anderem entnehmen:

„Andere meinen, daß die Seele sich ex traduce oder wie eine Rebe durch Absenken vermehre; und also eine Seele von der andern, wie ein Leib von dem andern Leibe weiter zeuge; welcher Meinung Apollinaris Laodiceae Episcopus und Tertullianus, Cyrillus und die Luciferianer gewesen sind; wider diese Ketzler disputierte heftig Hieronymus. Andere meinen, die Seelen würden täglich von Gott erschaffen, welches Thomas mit diesem peripatetischen Argument [auf Aristoteles zurückgehend] behaupten will, daß, weil die Seele ist die ‚Form‘ des Leibes, so müßte folgen, daß sie nicht droben, sondern in dem Leib müßte geschaffen werden, welcher Opinion fast der ganze Haufe unserer jungem Theologen folget.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 158 f)

Nun, was ist von der nachweislich, mit Sicherheit vorhandenen Seele – bei aller Vorsicht – insofern zu sagen? Also, wir haben wirklich eine Seele (oder einen Schutzgeist, oder das persönliche Unterbewußtsein, oder wie immer man diese Instanz in uns

nennen will). Diese Instanz ist selbständig und aktiv! Ihr Vermögen reicht viel weiter als das des plumpen IchS. Man sieht dies in Fragen der Gesundheit, denn sie, die Seele, läßt sich ansprechen (am besten mit Gebeten oder, noch besser, mit den Sprüchen, wie Emile Coué sie vorschlägt). Und sie gehorcht gesundheitlich unseren Wünschen, sofern dies den Umständen nach möglich ist. Eine eindeutig höhere Macht in uns, das ist die Seele!

Ja, wie erwähnt, sie kann viel mehr noch. So späht sie „nach draußen“, um uns (die armen, am Ende überheblichen Geschöpfe) gegebenenfalls vor drohender Gefahr zu warnen. Also, die Vorstellung, daß die Seele per Vererbung weitergegeben würde (wie die Erbanlagen bei der Zeugung) erscheint absurd – angesichts ihrer höheren Fähigkeiten. Insbesondere aber, sie, die Seele, ist eindeutig unabhängig vom Ich wie vom Körper. Warum, mit Verlaub, sollte sie dann mit ihm, mit dem Körper, untergehen? Wo sie doch nachweislich unabhängig von demselben ist (ja, mehr noch, wie eben gesehen, sie kann ihn sogar in 70 % und mehr aller Krankheitsfälle heilen).

Die Seele stellt unsere unmittelbare Verbindung zu Gott dar, also muß man die Seele auch, um ihre „Herkunft“ zu ermitteln, auf Gott beziehen. Von „ihm“ kommt sie, zu „ihm“ geht sie zurück. Was sollte man insofern anderes mutmaßen oder denken? Denn, nochmals, die Seele (Schutzgeist, Daimon) ist eine höhere, unabhängige Instanz in uns; jede und jeder weiß das oder kann es überprüfen.

Welches Bild läßt sich dafür prägen? Stellen wir uns die Seele und Gottes Wirken wie Wellen vor. Wenn ich einen kleinen Rundfunkempfänger nehme, dann kann ich denselben im Sendebereich hinstellen, wo ich will; überall kann ich die ausgestrahlten Sendungen empfangen. Die (Rundfunk)Wellen sind also (im Sendebereich) allüberall zu empfangen. Entsprechend die Seele, sie wandelt im ganzen Körper, aber auch außerhalb von demselben. So ist sie demnach (wie die Rundfunk-Wellen) überall zugegen. Wo ist entsprechend Gott, der große Sender? Gott – mit deutlich größerem Sendegebiet, nämlich mit unbegrenzter Reichweite – ist überall und alles.

Wir merken uns: Gott ist der Sender.

Und auch dies nochmals: man kann Gott ansprechen (per Sprüchen oder Gebeten), man kann die Seele ansprechen (etwa, uns zu heilen, und das geschieht auch in 70 % und mehr aller Fälle). Und, wohlgemerkt, Gott (in uns) ist gar nicht so weit entfernt, wie wir vielleicht denken. Tatsächlich, über die Seele hört „er“ auf uns, und erfüllt (indes auf seine Weise) unsere Wünsche. Und zwar nicht bloß die nach Heilung. Sofern unsere Wünsche (wie auch der nach Gesundheit) auf dem Boden der Möglichkeit sich gründen.